

8 Zugehörigkeit: Netze spannen und Wurzeln schlagen

Mental ist mir letztens, so vor einem Jahr, als ich mich mit der Einbürgerung beschäftigt habe, rückblickend klargeworden, wie diffus das war und wie ich mich gedrückt habe, das zu sagen. Ich hatte längst meine Wohnung und habe hier Steuern bezahlt, und das ist eigentlich alles total seriös, aber das Gefühl war immer noch, dass ich hier wie eine ständige Besucherin bin, die jederzeit wieder gehen kann. Was natürlich Quatsch ist, ich habe hier alle meine Freunde, meine Möbel, mein ganzes Leben ist hier – aber dieses Gefühl »ich bin jetzt hier und ich bleibe hier«, da hatte ich sehr lange Angst vor (Susann, 49/CH).

Zugehörigkeit zeigt sich neben der Lebensgestaltung an einem physischen Ort insbesondere in der Akzeptanz in eine Gemeinschaft sowie durch die Identität: Erstere erfolgt im Kontakt mit Menschen im Umfeld oder im Heimatland, während zweitere vermehrt als gedankliche Auseinandersetzung mit dem eigenen Selbst abläuft. Beiden Aspekten gehe ich in diesem Kapitel nach, beginnend mit grundsätzlichen Überlegungen zum Konzept der Zugehörigkeit.

Belonging als fundamentales menschliches Bedürfnis ist ein Kernkonzept bei der Betrachtung von Zugehörigkeit. Baumeister und Leary (1995) definieren den Begriff als Bedürfnis, bedeutungsvolle Bindungen mit anderen zu formen und als geschätztes Mitglied einer Gemeinschaft oder Gruppe akzeptiert zu werden. Damit geht oft eine geteilte Identität innerhalb der Gruppe einher, welche auf dem kulturellen Hintergrund, Religion, Nationalität oder persönlichen Interessen basieren kann. Bei Migrant*innen geht der Prozess von Belonging oft einher mit einer Akkulturation im Sinn einer Adaption an die Kultur des Ziellandes bei gleichzeitiger Wahrung der eigenen Sozialisierung (Berry 1997; Jetten/Haslam/Haslam 2012). Konsequenterweise steht Belonging damit auch im direkten Bezug zur eigenen Identität.

Ich nutze den Begriff der Zugehörigkeit in dieser Arbeit synonym mit dem hier definierten Sinn von Belonging, welcher soziale Netzwerke und die Aushandlung der eigenen Identität als zentrale Elemente beinhaltet. Im Verlauf dieses Kapitels werde ich mit beiden Begriffen – Netzwerk und Identität – arbeiten; beide können ein Indikator für die gefühlte sowie für fehlende Zugehörigkeit sein, existieren jedoch auch abseits von dieser Dynamik. Im Laufe des Kapitels werde ich auch die Konzepte Assimilation bzw. Anpas-

sung, Integration, Solidarität, Selbstwahrnehmung und Fremdzuschreibungen aufgreifen. Dabei wird deutlich werden, dass all diese Aspekte eng zusammenhängen und sich gegenseitig beeinflussen. Die Teilnehmenden setzen sich kritisch mit diesen Konzepten auseinander und finden oft Erklärungsversuche, die nicht mit normativen Vorstellungen in der Gesellschaft übereinstimmen.

Zugehörigkeiten werden oftmals erst im Gegensatz zu einem »Außen« sichtbar. Als Reaktion auf wahrgenommene Bedrohungen oder gesellschaftliche Veränderungen verstärken sich häufig identitätspolitische Ideologien, die eine imaginierte Gemeinschaft in zugehörige und ausgeschlossene Gruppen unterteilen. Dies zeigte sich u.a. nach den Anschlägen vom 9. September 2001 in New York, aber auch vermehrt nach der »Flüchtlingskrise« 2015 in Europa. Viele dieser Distinktionen basieren auf nationalen Abgrenzungen, die durch Grenzkontrollen reglementiert werden (Classen 2016; van Houtum/van Naerssen 2002: 127). Insbesondere durch vermehrte Migration und damit einem Influx an Menschen, welche erstmal nicht Teil der Gesellschaft sind, rücken Fragen von Inklusion und Ausschluss auf nationaler Ebene in den Fokus (Leimgruber 2016: 36). Es gilt jedoch darauf zu achten, derartige Zugehörigkeits- und Ausschlussmechanismen nicht auf die nationale Ebene zu reduzieren und stattdessen auch transnationale, lokale und nicht-territoriale Zugehörigkeiten zu beachten (Charmillot/Dahinden 2021: 2). Cervin (1953) wies bereits darauf hin, dass Inklusion und Ausschluss in der Schweiz eng mit lokalen Gemeinschaften und zeitlichen Entwicklungen in Zusammenhang stehen: »*The Swiss themselves jokingly say that one must be a xenophobe to be a good Swiss. This may be true if we understand by the term 'foreigners' not only the non-Swiss but also the Swiss from a neighboring community, or even people whose ancestors settled in the community later than the speaker's*« (Cervin 1953: 271).

Charmillot und Dahinden (2021) überprüften die von Cervin festgestellten Tendenzen in einem peripheren Schweizer Tal an der Grenze zu Frankreich. Durch die Abgelegenheit entstand über Generationen eine solidarische lokale Gemeinschaft, welche für neu Zugezogene schwer zugänglich ist. Verstärkt durch die erhöhte Mobilität werden jedoch Grenzen zwischen Außenseiter*innen und Zugehörigen im Tal deutlich, welche stärker mit der ökonomisch peripheren Lokalität im Zusammenhang stehen als mit nationalen Kategorien. Französische Migrant*innen, die im Tal wohnen und arbeiten, werden akzeptiert und integriert; Schweizer*innen, die nach Frankreich ziehen und im Tal arbeiten, sind wiederum schlecht angesehen. Es wird als Akt des Betrugs gewertet, da letztere nicht zur lokalen Wirtschaft beitragen, während die Auswandernden die Zurückgebliebenen belächeln, weil sie diese Strategie nicht nutzen¹ (Charmillot/Dahinden 2021: 10–11). Durch die enge Gemeinschaft entsteht jedoch auch eine soziale Kontrolle, welche für manche Anwohner*innen belastend wirkt: »*[T]he flip side to the perception of solidarity and extended kinship is that young people, as many of them told us, find it impossible to be anonymous, and many wish to leave*« (Charmillot/Dahinden 2021: 12). Dies zeigt auch die Grenzen des Bedürfnisses nach Zugehörigkeit auf – und dass dies abgewogen werden muss mit anderen persönlichen Bedürfnissen.

1 Dieser Aspekt wurde bereits beim Einkaufstourismus sichtbar, anhand dessen in Medien und gesellschaftlichen Diskursen auch auf höherer Ebene nationalstaatliche Zugehörigkeiten ausgehandelt werden.

Grundsätzlich ist wichtig zu betonen, dass Zugehörigkeiten nicht statisch und essenzialisierend betrachtet werden können, vielmehr dominieren situationale, multiple und gelebte Zugehörigkeiten (Malkki 1992: 36). Durch den Fokus auf Netzwerke lassen sich soziale und kulturelle Zugehörigkeiten und gleichzeitig auch Ausschlusskriterien aufzeigen. Dadurch werden Variablen wie die Bildungs- und soziale Schicht, der Aufenthaltsstatus, die Herkunft oder das Geschlecht genauso zentral behandelt wie die Ethnizität (Dahinden 2007: 129). Dahinden (2007: 133) zeigt, dass homogene Netzwerke häufig mit einem eingeschränkten Zugang zur Gesellschaft im Zielland einhergehen. Die Homogenität bezieht sich nicht nur auf die Herkunftsländer, sondern auch auf andere Merkmale wie z.B. den Status. Dies wird u.a. bei Menschen im Asylverfahren deutlich, welche untereinander Netzwerke formen, aber wenig Kontakte zu Menschen mit einem sicheren Aufenthaltsstatus knüpfen können. Zusätzlich hat die längerfristige Verortung am gleichen Wohnort Auswirkungen auf die Struktur der Netzwerke; »*the more integrated migrants are, the less network transnationalism is observed*« (Dahinden 2009: 1375–1376). Auch durch Netzwerke werden die meist multiplen Zugehörigkeiten deutlich.

Betrachtet man das Zugehörigkeitsgefühl konkret, so zeigen sich erste Einflüsse bereits bei den Auswanderungsmotiven. So ziehen Personen mit schwachen sozialen Bindungen im Heimatland eine Migration eher in Betracht (Moravec 2006: 42). Bürgelt, Morgan und Pernice (2008: 293) zeigen, dass die Etablierungsphase im Zielland für diejenigen Migrant*innen einfacher war, welche auf der Suche nach neuen Erfahrungen und persönlicher Entwicklung migriert sind. Für Personen mit sehr negativer Wahrnehmung des Heimatlandes und positiver Sicht auf das Zielland war die Eingewöhnung wiederum schwierig. Sie mussten feststellen, dass das Leben im Zielland nicht notwendigerweise die erhoffte Verbesserung mit sich brachte.

Die Germanophobie wurde bereits als Teil der Wahrnehmung thematisiert, es scheint daher logisch, dass sie auch Auswirkungen auf die Zugehörigkeitsgefühle von deutschen Teilnehmenden meiner Studie hat. Althaus (2017: 344–345) stellte für die Nachkriegszeit fest, dass deutsche Frauen für Familienangehörige aufgrund ihres Ausländerstatus kein Heiratspotenzial für Schweizer Männer boten – die Vielzahl an deutsch-schweizerischen Paaren in meinem Sample und positive Reaktionen des Umfeldes zeigen, dass dies heute nicht mehr grundsätzlich der Fall ist.

Grundsätzlich gelten binationale Ehen oft als Zeichen von Integration: »*Particular attention has also been given to the patterns of intermarriage, generally considered both as an indicator and a catalyst of successful integration*« (Castro-Martin/Cortina 2015: 118). Die Zahl an binationalen Ehen zwischen Europäer*innen fällt jedoch grundsätzlich relativ gering aus (Castro-Martin/Cortina 2015: 118). Bei Schweizer*innen entstehen binationale Ehen im Zielland vermehrt aufgrund des fehlenden Angebots; es ist für Schweizer*innen in Deutschland zahlenmäßig unwahrscheinlich, jemanden aus dem Heimatland zu finden. Ergänzend wirken fehlende Netzwerkeffekte; suchen Migrant*innen nicht aktiv Gemeinschaften aus dem Heimatland, finden sie mit größerer Wahrscheinlichkeit Partner*innen aus dem Zielland bzw. der Mehrheitsgesellschaft. Bei meinem Sample zeigt sich jedoch auch, dass viele Beziehungen bereits vor der Migration entstanden sind. In diesem Fall können sie kaum als Indikator für erfolgreiche Integration gewertet werden.

Als Katalysator für Integration wirken sie allemal, insbesondere wenn ein Partner lokale Netzwerke vorweisen kann: »*Die Familie meines Mannes hat mich quasi adoptiert*« (Vik-

toria, 58/DE). Viktoria ist durch die bestehenden Netzwerke ihres Mannes sowohl in ein Familien- als auch ein Freundesnetzwerk eingebunden worden. Eine Partnerschaft stellt eine sehr intime Form der Zugehörigkeit dar, aber auch auf anderen Beziehungsebenen gilt es zu evaluieren, inwiefern die Teilnehmenden über Beziehungen eine Zugehörigkeit entwickeln konnten – und wollten. Während den deutschen Teilnehmenden durch die Germanophobie oft eine Zugehörigkeit auf nationaler Ebene zugeschrieben wurde, steht diese bei Schweizer Teilnehmenden nicht im Vordergrund. Es gilt also zu zeigen, wie die unterschiedlichen äußeren Einflüsse den Umgang mit Zugehörigkeit verändern.

Betrachtet man multiple Zugehörigkeiten im transnationalen Kontext, dürfen auch die Beziehungen zum Heimatland nicht fehlen. Diese werden oft auf diverse Art und Weise aufrechterhalten, welche Migrant*innen in der Heimat materiell und immateriell verorten:

This enduring, and sometimes reinforced belonging happens not only on an emotional level but also manifests itself in active efforts to keep social relationships with friends and family in Switzerland, travel back frequently and stay up to date by reading or watching Swiss news. In addition, many respondents work in transnational settings and some also rent, or own apartments both in China or Northern Europe, and Switzerland (Camenisch/Müller 2019: 27).

Was Camenisch und Müller für Schweizer Migrant*innen in China und Skandinavien beschreiben, lässt sich auf beide Gruppen meiner Studie übertragen. Um ein Gefühl von Zugehörigkeit zu erhalten, sind neben sozialen Beziehungen und Heimatbesuchen auch die mediale Auseinandersetzung, ein transnationaler Arbeitsplatz oder die Beibehaltung eines Wohnsitzes in der Heimat relevant. Während mehrere dieser Aspekte bereits im Kapitel zur Lebensgestaltung behandelt wurden, stehen im Folgenden insbesondere soziale Beziehungen und Zugehörigkeitsbezüge im Vordergrund.

Nicht zuletzt steht bei Fragen von Zugehörigkeit auch die Staatsbürgerschaft mit im Raum. Staatsbürgerschaft und Nationalität werden in der Literatur oft vermengt, dies findet sich auch in den Interviews meiner Studie wieder. Wie die Teilnehmenden den Begriff der Staatsbürgerschaft interpretieren, hat großen Einfluss darauf, ob sie sich einbürgern lassen wollen bzw. ob sie sich dies grundsätzlich vorstellen können.

In Zusammenhang mit der Staatsangehörigkeit wird in Deutschland oft von einer Leitkultur gesprochen, also einer Kultur, in welcher die Mitglieder gewisse Gemeinsamkeiten teilen. Der Diskurs in der Schweiz verläuft ähnlich. Wie die Gemeinsamkeiten aussehen, wird kontrovers diskutiert. Von dem grundlegenden Bekenntnis zu Recht und Gesetz bis zu gemeinsamer Sozialisation und Gedankengut herrschen verschiedene Vorstellungen (Maier 2021: 6). Damit gehen auch unterschiedliche Rechte und Pflichten für Bürger*innen und Anforderungen an Immigrant*innen einher.

Maier (2021: 14) identifiziert vier unterschiedliche Verständnisse von Staatsbürgerschaft in Deutschland: kritische Ethnokulturalist*innen, aktive Demokrat*innen, liberale Demokrat*innen und Kosmopolit*innen. Erstere sehen die deutsche Kultur als Grundlage von Staatsbürgerschaft, d.h. auch, dass Migrant*innen sich nicht nur integrieren, sondern assimilieren sollen. Sie stehen neuer Immigration und häufig auch dem eigenen Staat skeptisch gegenüber. Für aktive Demokrat*innen steht die Demokratie

im Zentrum, sie begrüßen Teilhabe von allen Bewohner*innen des Landes, unabhängig vom Status, und sind offen gegenüber neuer Zuwanderung. Liberale Demokrat*innen vertrauen ebenso in den Staat, glauben jedoch nicht, dass neu Zugewanderte direkt zur Gesellschaft gehören. Sie betonen Eigenverantwortung und Pflichten der Bürger*innen stärker als deren Teilhabe. Kosmopolit*innen sehen sich als Weltbürger*innen und haben entsprechend schwache Bindungen zum Nationalstaat und jeglichen nationalen Konzepten wie z. B. Nationalstolz oder einer Leitkultur. Kosmopolit*innen können sich lokal zugehörig fühlen, sind jedoch gleichzeitig mit Menschen aus aller Welt verbunden (Maier 2021: 13–14).

Während die Grundhaltung der vier Typen sich auf die Staatsbürgerschaft bezieht, bleibt die Zugehörigkeit ein wichtiger Teil dieser Konzeption. Das eigene Verständnis von Staatsbürgerschaft geht damit auch in die möglichen Aushandlungen dieser und der eigenen Zugehörigkeit ein. Ethnokulturalist*innen sehen die Assimilation als Grundlage für die Zugehörigkeit von Migrant*innen, während aktive Demokrat*innen Zugewanderten eine sofortige Zugehörigkeit zugestehen: Wird dieses Verständnis von Zugehörigkeit konsequent auch bei der Eigenwahrnehmung angewandt, müssten sich Ethnokulturalist*innen im Zielland ebenfalls assimilieren, um sich zugehörig zu fühlen, während die Zugehörigkeit bei aktiven Demokrat*innen nicht von individueller Anpassung abhängt – in der Realität fällt die Korrelation nicht so eindeutig aus.

8.1 Zuhause und Heimat: physischer Wohnort oder tiefe Verwurzelung?

Wenn meine Eltern nicht mehr leben, werde ich nicht mehr hinfahren, warum auch? Aber es wird trotzdem immer irgendwie die Heimat sein, weil da kommt man halt her (Maja, 37/DE).

Die Begriffe Heimat und Zuhause werden im Zusammenhang mit Zugehörigkeit oft erwähnt, jedoch liegen nicht immer die gleichen Begriffsdeutungen zugrunde. Entsprechend ist es nötig, die unterschiedlichen Bedeutungen auszuarbeiten². Heimat wird oft, wie bei Maja, über die Herkunft definiert. Neben der eigenen Herkunft kann auch die Herkunft der Vorfahr*innen ausschlaggebend sein für das Verständnis von Heimat. Dies ist unabhängig von eigenen Lebenserfahrungen in diesem Ort: »Mannheim ist für mich auch Heimat, obwohl ich da nie gelebt habe, aber die Familie lebt da« (Sophie, 31/DE). Durch Erinnerungen und Ansprüche auf ein Gebiet kreieren Menschen eine Heimat und ein Heimatland, auch wenn sie dieses selbst nicht mehr bewohnen oder nie bewohnt haben. Durch Verwandtschaftsbeziehungen entsteht eine scheinbar natürliche Verbundenheit mit einem bestimmten Territorium, welches teilweise weit in die Vergangenheit nachverfolgt wird (Malkki 1992: 24–28). Demgegenüber steht der Begriff des Zuhauses als

2 Der Begriff der Heimat trägt in Deutschland eine mögliche negative Konnotation in Verbindung mit dem Nationalsozialismus und diversen politisch rechten Bewegungen. In der Schweiz findet sich diese Konnotation nicht wieder, im Gegenteil ist der Heimatbegriff eher positiv belegt. Die negative Konnotation wurde in den Interviews von den deutschen Teilnehmenden kaum aufgegriffen, expliziter kommentieren sie die Begriffe Nationalität und Staatsbürgerschaft, worauf ich später näher eingehe.

Wohnort, an welchem man sich »zu Hause« fühlt (Duden 2023). Das Zuhause ist oft zeitlich beschränkt und bezieht sich auf eine Lokalität – einen Ort, eine Wohnung oder ein Haus –, gegenüber welchem man eine gewisse territoriale Zugehörigkeit verspürt. Beide Begriffe können unabhängig von gefühlter Zugehörigkeit stehen. »*Es ist mein Zuhause, aber Heimat? Da habe ich glaube ich eine andere Definition. Heimat ist da, wo ich herkomme, wo ich aufgewachsen bin*« (Sophie, 31/DE). In den Narrativen werden die Begriffe jedoch meist bedeutungsgeladen.

Während einige Teilnehmende der Meinung sind, das Zielland bzw. ihr Wohnort könnte, schon alleine aus Definitionsgründen, nie ihre Heimat werden, besteht bei anderen das Potenzial, dass die gefühlte Zugehörigkeit und die Zeit dies ändern. Bei einer Minderheit ist der Zielort bereits zur Heimat geworden. Dabei wird oft von der »zweiten Heimat« gesprochen, da die Zugehörigkeit zum Heimatland damit nicht ausgelöscht wird. Bei diesen Teilnehmenden kommt ein anderes Verständnis des Begriffs Heimat zum Vorschein: »*Ich sage immer, Heimat ist da, wo man selbstwirksam sein kann*« (Alice, 59/CH). Während bei Alice die Selbstwirksamkeit relevant ist, wird Berlin für Joel wegen der Familie zur Heimat: »*Für mich ist es Heimat, weil ich halt auch eine Schwester hier habe. Ich habe Familie hier*« (Joel, 38/CH). Bei wieder anderen geht es abstrakter um ein Sich-Wohlfühlen und ein Gefühl von Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft, welche die Teilnehmenden teilweise ganz bewusst selbst schaffen.

Nicht zuletzt bleibt auch noch die Ablehnung jeglicher Formen der Zugehörigkeit durch die beiden Begriffe. Henning wehrt sich aktiv gegen den Begriff des Zuhauses, da dieser für ihn bereits eine Zugehörigkeit suggeriert: »*Ich sehe das hier nicht als mein Zuhause. Das ist nicht mein Zuhause, das wird es auch nie sein. Das ist hier eine begrenzte Zeit, irgendwann verschwinde ich hier*« (Henning, 53/DE). Bei Henning wird klar, dass der Begriff des Zuhauses nicht lediglich einen temporären Wohnort bezeichnet.

Diese Perspektiven korrelieren teilweise mit den vier Typen von Maier (2021: 13–14), d.h. auch Konzeptionen von Heimat und Zuhause sind Teil eines gesamtheitlicheren Weltbildes. Die Definition über eine Herkunft bzw. die Herkunft der Vorfahr*innen bei Maja und Sophie deutet auf ein ethnokulturelles Verständnis hin. Auch bei Joel sieht man aufgrund der Argumentation mit der Schwester Anzeichen eines ethnokulturellen Verständnisses, was im Kontrast steht zu Alices Betonung bürgerlicher Teilhabe. Hennings Position lässt sich ebenfalls als ethnokulturell interpretieren, was jedoch erst im Verlauf des Kapitels deutlich werden wird. Seine fehlende Zugehörigkeit ist u.a. eine Kombination seines Weltbildes, wonach zwischen Deutschen und Schweizer*innen essenzielle kulturelle Unterschiede vorhanden sind, und einem Unwillen, sich an die Schweiz als kulturelles Umfeld anzupassen.

Diverse Beschreibungen von »nach Hause kommen«, sowohl im Sinne von Heimat als auch Zuhause, sind verbunden mit einer bestimmten landschaftlichen Kulisse:

Wenn ich nach Hause komme, nach Hause, nach Bern, und dann fährst du oben von Grauholz den Hügel runter. Und das ist egal, ob das Tag oder Nacht ist. Nachts sind es die Lichter und ich sehe den Güsche [Curten] von Weitem leuchten, dann weiß ich, okay ich bin zu Hause. Tagsüber kommt hinten das Bergmassiv raus und du findest so, okay, ich bin Zuhause (Sarah, 40/DE).

Die Sicht auf Bern und die Berner Alpen im Hintergrund auf der Autobahn in Richtung Bundesstadt wirkt auch auf andere dort wohnhafte Teilnehmende ähnlich. Auf dem Weg nach Zürich wird von Norden her ebenfalls der Blick auf die Alpen sichtbar. Bei Richard löst sowohl die Sicht auf die alte Heimat wie auch der Weg zurück positive Gefühle aus: »*Ich bin froh, wenn ich dann über den Berg rüberfahre und wie ich dann die Skyline [...] sehe, die Skyscraper, oder ich bin genauso froh, wenn ich hier den Berg runterfahre und dann noch Tunnel und dann sehe ich den Bodensee und die Berge wieder*« (Richard, 53/DE). In Regensburg ist es für ihn die gebaute Umwelt, während es in der Schweiz erneut die Berge sind. Die landschaftlichen Bilder lösen in den Teilnehmenden ein heimeliges Gefühl aus und verweisen so auf ihre emotionale Zugehörigkeit.

Letztlich wird deutlich, dass die Begriffe Heimat und Zuhause keine universale Bedeutung innehaben, welche von allen Teilnehmenden geteilt wird. Weder die ursprünglichen Bedeutungen der Herkunft und des Wohnortes noch die emotional aufgeladenen unterliegen einem Konsens. Insofern steht die Ablehnung des Heimatbegriffes für das Zielland auch nicht notwendigerweise für eine fehlende Zugehörigkeit. Vielmehr gilt es im Verlauf des Kapitels die Zugehörigkeit individuell anhand von Faktoren zu erfassen, welche für die Teilnehmenden gewichtig sind.

8.2 Der Aufbau von Netzwerken im Zielland und damit verbundene Deutungsmuster

Die Vorstellung, ich wäre für niemanden mehr da, würde nur für mich allein hier leben, wäre für mich unerträglich. Ich finde es super, zwei Kinder zu haben und für die da zu sein, ohne dass ich eine Glücke bin, weil meine Kinder sind ja groß. Aber das ist schon etwas anderes, als wenn man ganz allein dasteht (Alice, 59/CH).

Soziale Beziehungen sind ein essenzieller Teil jeglicher Lebensbereiche, welche die Erfahrungen der Teilnehmenden im Zielland signifikant beeinflussen. Bisherige Studien zu Zugehörigkeit, Netzwerken und Integration wurden vermehrt zwischen Ländern und Menschen mit großer kultureller Differenz durchgeführt. Entsprechend gibt es einige Grundannahmen, welche im deutsch-schweizerischen Kontext revidiert werden müssen. Diverse Studien zeigen den Effekt von Netzwerken auf Migration, allerdings beziehen sich diese vermehrt auf Entwicklungsländer bzw. Nicht-OECD-Länder. Für Migrant*innen aus OECD-Ländern scheinen ethnische oder national orientierte Netzwerke wiederum weniger relevant (Belot/Ederveen 2012: 1081). Dies bestätigt sich u. a., wenn man die Mitgliederzahlen von deutschen und schweizerischen Heimat- und Kulturvereinen im jeweils anderen Land mit der Gesamtzahl an deutschen und Schweizer Migrant*innen vergleicht.

Bevor ich auf Erklärungen eingehe, die den Migrationshintergrund betreffen, sollen zunächst andere, von den Teilnehmenden genannte Gründe – wie Zeit, Alter, Bildung sowie städtische oder ländliche Strukturen –, aufgezeigt werden, die den Aufbau neuer Netzwerke beeinflussen. Die simpelste Feststellung ist, dass der Aufbau neuer Beziehungen Zeit benötigt: »*Ich glaube das dauert einfach länger. Es ist selten so, dass ich dabei ein*

negatives Gefühl habe« (Moritz, 30/DE). Wie viel – und wie viel zu viel ist – wird in den folgenden Abschnitten erneut thematisiert.

Maja sieht das voranschreitende Alter als einen Grund, weshalb Netzwerke nicht mehr so einfach entstehen. »*Es ist nicht mehr so wie in München, aber das liegt wahrscheinlich am Alter. Es ist nicht mehr dieses Cliquen-Ding, was man früher hatte*« (Maja, 37/DE). Während der Schulzeit und auch in der Universität, durchlaufen Menschen oft als Kohorte bestimmte Lebensphasen; sie werden im gleichen Alter eingeschult, durchlaufen zusammen die Schulstufen und suchen ihren Platz in der Gesellschaft. Daraus entwickeln sich oft starke Zugehörigkeiten, welche im späteren Arbeitsleben nicht repliziert werden. Die Universität stellt zudem einen Ort dar, wo besonders auf Inklusion geachtet wird: »*Ich würde schon behaupten, dass so die Kreise, die ich in Deutschland hatte, das waren halt alles so linke Unikreise, wo man explizit immer will, dass alle dabei sind*« (Moritz, 30/DE). Moritz ging für seine Diplomarbeit in die Schweiz. Der Übergang von der Universität zum Arbeitsleben brachte allerdings einige neue Hürden im Sozialleben. Neben dem besonderen Kontext sieht Alena auch im Bildungsstand einen wichtigen Anhaltspunkt für die Offenheit von Menschen: »*Je mehr gebildet die Leute sind, desto eher sind sie auch aufgeschlossen*« (Alena, 29/DE). Folglich findet es Alena einfacher, unter Akademiker*innen Freundschaften zu bilden.

Nicht zuletzt greifen Teilnehmende auch den Unterschied zwischen Stadt und Land auf:

Wenn man in der Stadt lebt, hat man klar schnell oberflächlichen Zugang und findet schnell Leute und das ist wichtig. Auf dem Dorf ist es nicht so. Auf dem Dorf ist es so, dass man eine Generation dort leben muss, damit man überhaupt akzeptiert wird. Aber das ist völlig egal, ob ich irgendwo in der Bretagne bin, ob ich in der Lombardei wohne oder irgendwo in Sachsen-Anhalt auf dem Dorf oder hier in der Schweiz. Es ist völlig egal. Da gibt es ein chinesisches Sprichwort: kleines Dorf, große Hölle. Es ist auch dort so (Benedikt, 40/DE).

Benedikt argumentiert damit ähnlich wie Cervin (1953: 271) und Charmillot und Dahinden (2021), dass eingeschweißte Gemeinschaften für Zugewanderte oft schwierig zu durchdringen sind. Dies wird oft für die Schweiz insgesamt festgestellt: Es ist schwierig, einen Zugang zu finden, aber ist er gefunden, bestehen die Verbindungen fürs Leben.

Teilnehmende in Schleswig-Holstein haben gleichwohl viel Positives zu berichten. Ruth wohnt erst seit zwei Jahren in einem kleinen Dorf mit knapp 1.000 Einwohnern mitten in Schleswig-Holstein und hat eine hilfsbereite Nachbarschaft vorgefunden: »*Die retten mich auch, wenn ich mich ausgeschlossen habe. Habe ich auch schon geschafft. [...] Welche, die mir die Blumen gießen, denen man den Schlüssel geben kann, die mir die Hecken geschnitten haben. Wirklich ein Haufen lieber Leute*« (Ruth, 64/CH). Ruth hat auch in einer kleinen Gemeinde schnell Anschluss bei jungen und älteren Nachbar*innen gefunden – trotz des ruralen Kontexts und ihres höheren Alters.

Nicht zuletzt werden auch die Persönlichkeit der Teilnehmenden oder andere äußere Umstände in Betracht gezogen, da die gleiche Strategie nicht bei allen Teilnehmenden erfolgreich sein muss: »*Ich empfinde das tatsächlich als sehr schwierig. Ich war dann auch im Tanzkurs und ich war dann auch im Schwangerschaftsyoga und im Geburtsvorbereitungskurs und*

ich habe eigentlich nie jemanden darüber kennengelernt« (Amalia, 44/DE). Vereine und Kurse sowie Aktivitäten stellen im Grunde gute Gelegenheiten zum Netzwerken dar, wie ich später genauer darstellen werde. Trotzdem konnte Amalia dadurch keine Beziehungen aufbauen – auch dies stellt eine Realität dar und bringt mich zu den kulturellen Deutungsmustern.

Als erster Faktor wird der Migrationsstatus in Betracht gezogen, welcher jedoch in erster Linie in »Einheimische« und »Zugezogene«, unabhängig von der Nationalität, unterteilt werden kann. Zwar wird dies oft auf die Nationalität reduziert, spätestens bei im Land aufgewachsenen Ausländer*innen hakt die Argumentation allerdings: »Die haben halt ihre Freunde, ihre Familie alles schon vor Ort, die sind auch am Institut nicht so darauf angewiesen. Ich wüsste nicht, ob ich mich nicht in Deutschland vielleicht ähnlich verhalten würde« (Alena, 29/DE). Auf Alenas Aussage bezogen macht die Unterteilung in Einheimische und Zugezogene mehr Sinn als eine Differenzierung nach Nationalitäten, da auch Personen aus anderen (Sprach-)Regionen nur schwach ausgeprägte lokale Netzwerke besitzen.

Beim Aufbau neuer Netzwerke werden mitunter Verbindungen zu positiven sowie negativen (und manchmal xenophoben) Stereotypen hergestellt. Die Teilnehmenden finden u.a. Aspekte ihrer eigenen Persönlichkeit, welche mit dem Zielland im Konflikt stehen, wodurch sie fehlende Erfolge erklären: »Ich bin halt den Schweizern oft zu direkt« (Dana, 52/DE). Kulturelle Differenzen wie die Dichotomie zwischen Direktheit und Zurückhaltung in Beziehungen werden in den Narrativen der Teilnehmenden immer wieder angesprochen. Wenn dem Stereotyp entsprechende deutsche Eigenschaften als Ursache für fehlende Kontakte zugeordnet werden, werden diese teilweise ebenfalls in einen Diskurs von Xenophobie eingearbeitet. Gerade auf Beziehungsebene ist es jedoch schwierig, faktisch auszumachen, ob eine wahrgenommene Ablehnung tatsächlich einer negativen Haltung entspricht.

Oftmals finden sich auch Erklärungen, welche mehr mit kulturellen Differenzen – u.a. dem Verständnis von Kommunikationssignalen – und nicht direkt mit Xenophobie in Verbindung stehen. Dass soziale Beziehungen in der Schweiz viel impliziter ausgehandelt werden, stellen auch Schweizer*innen untereinander fest:

Soziale Beziehungen sind etwas sehr Heikles in der Schweiz. Ein paar falsche Worte oder zähe Abende, und der andere kann unmerklich kühl werden und ruft bald nicht mehr an. Aber vermutlich würde er nicht einmal unter Folter sagen, wieso. Sich zu erklären – oder auch die Beziehungen zueinander zu benennen – ist den Schweizern tief zuwider. Sie sollen einander ohne Worte verstehen (Sitzler 2009: 71).

Statt anhand der Aspekte Direktheit und Zurückhaltung können soziale Beziehungen im Referenzrahmen kontextreicher und kontextarmer Kulturen betrachtet werden (Hall, E. T. 1976). Während sowohl die Schweiz als auch Deutschland als kontextarme Kulturen gelten, d.h. direkte und explizite Kommunikation wird generell bevorzugt, ist dieser Trend in Deutschland stärker ausgeprägt (Hofstede Insights 2023). Im Kapitel zur Wahrnehmung zeigte sich bereits, dass dies auch den Teilnehmenden aufgefallen ist.

Gleichwohl fühlen sich die deutschen Teilnehmenden meiner Studie oft mit unsichtbaren Mauern konfrontiert, welche sie nicht überwinden und erklären können. Sie erhalten jedoch auch keine Rückmeldung zu den Gründen; diese werden ihrer eigenen

Interpretation überlassen. Schweizer Teilnehmende wiederum begegnen mehr Klarheit und direkter Kommunikation, welche eher in ihnen selbst Widerstände auslöst – beispielsweise, wenn die Direktheit als unhöflich wahrgenommen wird. Die angewandten Erklärungsmuster der Teilnehmenden sind Teil weiterführender Narrative, welche auch in anderen Lebensbereichen sichtbar werden. Besonders prägnant werden diese bei Teilnehmenden, welche beim Aufbau von Netzwerken keine Initiative zeigen, keinen Erfolg haben oder vielen Hindernissen begegnen.

Die Suche nach Erklärungsfaktoren führt oft implizit zum Ergebnis, dass »jemand« eine Schuld oder Verantwortung trägt für »gescheiterte« Versuche des Aufbaus von Netzwerken. Die simpelste Erklärung liegt an fehlendem Einsatz:

Ich meine, ich kann mich nicht zuhause hinsetzen und dann erwarten, dass man irgendwie Freunde kennenlernt, wenn ich in meiner Bude hocke. Gerade in der Schweiz, man muss dann schon den Hintern hochkriegen und sich selbst darum kümmern, dass man Leute kennenlernt, weil wie gesagt, es wartet hier keiner darauf, dass man kommt (Amalia, 44/DE).

Ähnliche Aussagen kamen sowohl von Teilnehmenden, welche keinerlei Probleme hatten, Netzwerke aufzubauen, als auch von solchen, die nach viel Mühe und Aufwand Freundschaften aufbauen konnten. In diesen Fällen wird der eigene Erfolg als Beweis verwendet, dass Migrant*innen selbst verantwortlich sind, wenn sie scheitern. Gleichzeitig wird damit eine Barriere zwischen »erfolgreich integrierten« und außenstehenden Zugezogenen etabliert.

Erfolgreiche Netzwerke wiederum werden von Teilnehmenden auf verschiedenste Weise und an diversen Orten aufgebaut. Den Kern können Partnerschaften bilden, wie bei Remo: »[Meine Freundin] ist für mich im Moment Familie, weil der Rest der Familie unten in der Schweiz ist« (Remo, 27/CH). Über Jahre aufgebaute Freundschaften durch regelmäßige Besuche im Zielland ergänzen in Remos Fall das Netzwerk. Lokal im näheren Umfeld stellt die Nachbarschaft eine gute Gelegenheit für den Aufbau von Netzwerken dar, nicht nur für Teilnehmende mit Kindern: »Ich wurde sehr herzlich aufgenommen im ganzen Haus und wir haben regelmäßig zusammen Kaffee getrunken am Abend, ich wurde zum Essen eingeladen, wir haben Geburtstage gefeiert, wir haben Weihnachten und Silvester gefeiert« (Fabian, 44/DE). In Viktorias Alltag werden diese beiden Aspekte durch Arbeitsbeziehungen ergänzt:

Es ist Familie, und es sind mittlerweile Freunde. Ich habe sehr enge Arbeitskollegen, mit denen ich mich sehr wohl fühle, auch mal reden kann über was Anderes als Arbeit. Ich habe Freunde in der näheren Umgebung, wir machen miteinander Fahrradtouren, ich habe Freunde, mit denen man kulturelle Dinge unternehmen kann (Viktoria, 58/DE).

Genau diese Vielfalt an Netzwerken ist es, welche die individuellen Bedürfnisse der Teilnehmenden erfüllen kann. Letztlich besteht eine Reihe von Deutungsmustern bezüglich des Aufbaus (bzw. Nicht-Aufbaus) sozialer Netzwerke. Jüngere, alleinstehende, gut gebildete Menschen in einem urbanen Umfeld gelten als offener, was die Bildung von Netzwerken vereinfacht. Auch Menschen mit Migrationserfahrungen oder Zugezogene

aus anderen Regionen suchen eher neue Kontakte. Dana musste feststellen, dass sie als alleinstehende Frau im mittleren Alter Schwierigkeiten hatte, Beziehungen aufzubauen, auch unter Deutschen: »Viele Deutsche gehen zu zweit in die Schweiz, als Paar, und die genügen sich häufig« (Dana, 52/DE). Sie stellt zwar die bisher genannten Ähnlichkeiten fest, kann aufgrund anderer Faktoren jedoch trotzdem keine Beziehungen aufbauen.

Bei Jette wird die andere Perspektive beleuchtet und Danas Aussage teilweise bestätigt. Jedoch wird auch klar, dass die äußerlich wahrgenommene Zufriedenheit nicht zu treffen muss: »Ich fühle mich zuhause an dem Ort, wo ich bin, aber auch einfach, weil mein Mann da ist. Aber es ist jetzt nicht so, dass ich das Gefühl habe, ich bin hier angekommen« (Jette, 56/DE). Die Existenz von Netzwerken ist nicht immer aussagekräftig bezüglich der Integration in die Mehrheitsgesellschaft; gerade starke, aber homogene Netzwerke von Menschen mit kurzer Aufenthaltsdauer oder unter Expats sind Beispiele dafür.

In den folgenden Abschnitten gehe ich neuen, gescheiterten und starken Netzwerken der Teilnehmenden nach, welche in Verbindung stehen mit der Zugehörigkeit – jedoch nicht notwendigerweise zur Mehrheitsgesellschaft. Dabei wird klar, dass der Aufbau und die Pflege von Netzwerken viel Arbeit bedeuten und nicht von allein entstehen. Daher ist es auch nachvollziehbar, dass nicht alle Teilnehmenden diese Zeit und Energie aufwenden können. In manchen Fällen sind die ersten Kontakte auch nicht die passenden für eine lange Freundschaft. Die meisten Teilnehmenden haben jedoch, wenn auch zum Teil erst nach längerer Zeit, dauerhafte soziale Beziehungen aufbauen können.

8.2.1 Ankommen im Zielland

Hat vielleicht auch was mit einlassen auf das neue Zuhause zu tun...Man entfremdet sich, von der Heimat, das ist ganz klar. So ein paar Sachen bleiben natürlich, Charaktereigenschaften und so weiter, die einen geprägt haben, die kann man einfach nicht abschalten, unterdrücken oder einfach umodeln, aber für mich ist es jedenfalls so, ich lebe hier. Und ich muss hier glücklich sein und ich muss hier zurechtkommen (Paul, 53/DE).

»Ankommen« oder »angekommen sein« wird oft von den Interviewpartner*innen benutzt, um metaphorisch eine gefühlte Zugehörigkeit oder den Wunsch danach auszudrücken. Was »ankommen« für die Teilnehmenden im Detail heißt, ist wiederum umstritten: Soziale Beziehungen, ein Verständnis der Gesellschaft, ein Wohnort, der die eigenen Bedürfnisse erfüllt, oder die Anerkennung von Anwohnenden können Anzeichen für das eigene Angekommen-Sein darstellen.

Ankommen als Verbalnomen verdeutlicht einen Prozess, keinen festen Zustand. In diesem Prozess sehen die meisten Teilnehmenden einen eigenen Handlungsspielraum. »Wenn ich mit meinem Schweizerdeutsch gekommen bin, hatte ich immer das Gefühl man wird gleich mehr akzeptiert« (Marlen, 38/DE). Marlen versucht Schweizerdeutsch zu sprechen, auch wenn sie dabei noch klar als Deutsche erkennbar ist. Trotzdem glaubt sie eine positive Wirkung wahrzunehmen, welche über die Fremdwahrnehmung auch Einfluss auf ihr Zugehörigkeitsgefühl hat. Dies steht teilweise im Widerspruch zu der im Abschnitt 6.4. zur Sprache thematisierten Wahrnehmung anderer deutscher Personen, die mit ihren Versuchen, Schweizerdeutsch zu sprechen, eher negative Reaktionen bemerkten.

Gleichzeitig ist das Ankommen, zumindest wenn es mit der Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft zusammenhängt, wie bereits erwähnt, auch abhängig von der Offenheit dieser Gemeinschaft: »Wie viele Jahre bin ich jetzt hier? 12 Jahre. Ich glaube es hat 10 Jahre gedauert, bis die [Frau auf der Post] jetzt auch mal zurückgefragt hat, ob es mir gut geht. Und da gehe ich aber aus der Post raus, da ist mein Tag Bombe. Da denk ich: jetzt bin ich angekommen« (Marlen, 38/DE).

Marlen wohnt in einem kleinen Dorf, wo die meisten Kund*innen beim Besuch bei der Post mit Namen angesprochen werden. Neben jahrelangem Smalltalk ohne wirkliche Rückmeldung oder ehrliches Interesse, war es für Marlen ein klarer Marker der Exklusion, dass sie nicht mit Namen angesprochen wurde. Viele Teilnehmende sind nicht so geduldig wie Marlen und geben jegliche Versuche, Teil einer Gemeinschaft zu werden, nach einiger Zeit auf. Wohlgemerkt wohnt Marlen in einem kleinen Dorf, wo derartige Prozesse üblicherweise länger dauern als in größeren Städten.

Zu welchem Teil der Gemeinschaft die Teilnehmenden gehören möchten und wie viel Energie sie in diese Gruppen investieren, ist ebenfalls individuell. Die Mitarbeitenden der Post, wie im Falle von Marlen, stehen für eine dörfliche Gemeinschaft, mit welcher Marlen wenig gemeinsame persönliche Interessen verfolgt – aber von welcher sie dennoch akzeptiert werden möchte. Unabhängig von einer Partnerschaft, Freundes- oder Arbeitsnetzwerken war es Marlen ein Anliegen, auch in diesem breiteren sozialen Kontext anzukommen.

Für andere wiederum ist bereits eine Person oder ein kleiner Personenkreis ausreichend. Für Maja war zunächst eine einzige Person essenziell – ihr Partner. »Irgendwie brauche ich das so, dass ich zumindest eine Person habe, die so der sichere Hafen am Anfang ist, wo man ankommen kann. Der Rest kommt danach« (Maja, 37/DE). Moritz wiederum hat in der Schweiz einen Freundeskreis, mit welchem er seinem liebsten Hobby, dem Gleitschirmfliegen, nachgehen kann. Auch wenn (oder gerade, weil) dies eine kleine Gruppe ist, teilen sie gemeinsame Interessen und verbringen viel Zeit miteinander. Die Gruppengröße, die Häufigkeit des Austausches, gemeinsam verfolgte Interessen und andere Faktoren beeinflussen somit den Prozess des Ankommens.

Grundsätzlich sehen die meisten Teilnehmenden im Ankommen einen Prozess, an dessen Anfang, Mitte oder Ende sie sich verorten können. Auch wenn Teilnehmende »angekommen sind«, bezieht sich dies nicht auf die vollständige Zugehörigkeit in allen Lebensbereichen. Im Gegenteil definieren die Teilnehmenden selbst ihren Fortschritt und, darauf angepasst, ihre emotionale Zugehörigkeit. Einige wenige sind der Meinung, dass jegliche Bemühungen von Anfang an zum Scheitern verurteilt sind, während andere Strategien suchen, allmählich in verschiedenen Lebensbereichen anzukommen. Oft stellt sich daher nicht die Frage, ob die Teilnehmenden ankommen, sondern eher, wann und wie. Ankommen wird damit mehrheitlich als Prozess wahrgenommen, in dem man u.a. durch eigenes Engagement Teil einer Gemeinschaft wird. Die Staatsbürgerschaft und die Nationalität werden in diesem Prozess allmählich irrelevant.

8.2.2 Einsamkeit in der Fremde

Man wird hier sehr höflich aufgenommen. Ich bin hier eingezogen, da habe ich eine Einladung bekommen. Man wird hier dann offiziell begrüßt in der Gemeinde. Kriegt

eine Broschüre, da steht dann alles drin, was es hier so gibt. Das ist alles gut und schön, aber es ist halt schwierig ranzukommen an die Menschen. Hat sicherlich damit zu tun, ja, die haben alle mehr oder weniger mit sich selbst zu tun. Das ist eben so. Ich habe mich damit abgefunden, ich werde einen Teufel tun, mich da auch noch weiter zu kümmern oder mich einzubringen. Ich hab's versucht, es ist gescheitert, damit kann und muss ich leben – fertig (Henning, 53/DE).

Henning sieht die Schweizer*innen als eigenbrötlerisches Volk, das nur an sich selbst denkt. Entsprechend ist es schwierig, sich mit Schweizer*innen anzufreunden. Diese Erkenntnis zieht Henning aus jahrelanger persönlicher Erfahrung in der Schweiz. Über die Jahre hat er durchaus versucht, Freundschaften und Bekanntschaften zu schließen, indem er Hobbies aufnahm oder an anderen Freizeitbeschäftigungen teilnahm: »*Ich habe das versucht, ich war hier beim Fußball, auf Open-Airs...man merkt die Ablehnung*« (Henning, 53/DE). Auch über die Arbeit findet Henning keine Freunde, da laut ihm in der Schweiz eine Arbeitskultur herrscht, in welcher man sich nicht mit den Kollegen anfreunden kann: »*Das ist hier nicht so üblich, dass man außerhalb der Arbeit mit Kollegen verkehrt. Gibt's hier nicht. Nirgends. Hier in der Schweiz habe ich es nicht erlebt, ich war ja schon im Graubünden, ich war unten im Süden, war kurz in der Westschweiz – gibt's nirgends*« (ebd.). Zur Zeit des Interviews lebt und arbeitet Henning in einem Dorf mit knapp 6000 Einwohnern in der Nordostschweiz und hat damit in fast allen Landesteilen und auch unterschiedlichen Sprachregionen Erfahrung gesammelt. Henning sieht in der Trennung zwischen Arbeit und Privatleben einen essenziellen Unterschied der Arbeitskultur zwischen Deutschland und der Schweiz³.

Von Schweizer Seite erhält Henning keine positiven Reaktionen; er erhält aber auch keine negative Rückmeldung, er erhält gar keine Rückmeldung. Entsprechend schlussfolgert Henning, dass von Schweizer Seite keine Freundschaft gewünscht ist und zieht seine eigenen Konsequenzen: »*Ich dränge mich niemandem auf, habe ich nicht nötig, mach ich nicht. Wenn die glücklich sind untereinander ist doch gut*« (ebd.). Henning verbringt einen großen Teil seiner Freizeit in der Heimat bei alten Freunden und seiner Freundin, entsprechend kann er mit seiner Situation leben. Zudem halten ihn fehlende Freundschaften nicht von seiner Freizeitgestaltung in der Schweiz ab: »*Mach ich mein eigenes Ding hier, ich geh dann allein. Mir ist das egal. In zehn Jahren hat man sich daran gewöhnt*« (ebd.). Auch wenn Henning sagt, er habe sich daran gewöhnt, scheint das fehlende soziale Umfeld trotzdem ein Hauptgrund für eine gewisse Unzufriedenheit. Insbesondere wenn er über längere Zeit nicht nach Deutschland fährt, belasten ihn die fehlenden Kontakte. Er würde sich soziale Beziehungen wünschen, hat aber resigniert, was die Möglichkeiten angeht: »*Ich wäre glücklicher, wenn das Umfeld hier stimmen würde, aber das kann ich nicht ändern, das ändert niemand, nicht mal die Schweiz selber. Die wollen sich ja selbst auch nicht ändern*« (Henning, 53/DE).

Henning hat sich selbst ein Narrativ aufgebaut, in welchem die Ursache für sein fehlendes soziales Umfeld in der Mentalität der Schweizer*innen liegt, welche unveränderbar ist. Schweizer*innen leben lieber unter sich, was Henning auf subtile Art und Weise spürt: »*Die lehnen mich nicht ab, dann würde ich hier nicht mehr sein. Dann hätten sie mich auch*

3 Dies steht teilweise im Gegensatz zu den Erfahrungen anderer von mir interviewter Personen und auch sozialwissenschaftlicher Studien wie z.B. Hofstede Insights (2023).

schon lange rausgeschmissen« (ebd.). Dieselbe Erfahrung haben auch zwei in der Schweiz lebende deutsche Bekannte von Henning gemacht und bestätigen somit seine Wahrnehmung.

Interessant ist bei Hennings Narrativ, dass er auf Ebene der Nationalität argumentiert, dabei jedoch den großen Ausländeranteil in der Schweiz allgemein und auch in seinem direkten Umfeld außer Acht lässt. Tatsächlich stammen Hennings Arbeitskollegen, neben Deutschland und der Schweiz, fast ausschließlich aus Osteuropa⁴. Diese hätten sich jedoch, so Henning, der schweizerischen Arbeitskultur angepasst. Auch privat über seine Hobbies hat er über die Jahre scheinbar kaum Bekanntschaften mit anderen Ausländer*innen schließen können. Die zwei deutschen Bekannten sind die große Ausnahme, wohnen jedoch zu weit weg für eine Freundschaft. Auch über online-Netzwerke von in der Schweiz lebenden Deutschen, über welche ich Henning kennengelernt habe, findet er keine Freunde.

Zum einen leben viele Deutsche in Zürich, einer »hässlichen« Stadt, die Henning »hasst« (ebd.) und wo er deswegen neben der Arbeit keine Zeit verbringen möchte. Auch andere größere Städte meidet er, solange er in seinem Wohnort alle Bedürfnisse decken kann. Andererseits sieht er nicht, wie aus Bekanntschaften von einem Stammtisch eine Freundschaft entstehen sollte: »Irgendwelche Stammtische besuchen alle drei Wochen, das bringt glaube ich niemandem was« (ebd.). Dies liegt nicht nur an der Entfernung zu diesen Stammtischen⁵, sondern auch an der Vorstellung, wie sie ablaufen. Henning ist der Meinung, sie dienten hauptsächlich dazu sich zu betrinken. »Ich kann mir wirklich vorstellen, was da abgeht, da hauen sie alle auf die Kacke. Will ich nicht – brauche ich nicht« (ebd.). Obwohl Henning glaubt, etwa 70 % der Deutschen in der Schweiz stammten aus den neuen Bundesländern – sie hätten damit eine ähnliche Sozialisation erlebt, wie er selbst – überwiegen an diesem Punkt die Unterschiede. Letzten Endes findet Henning bei jeder Gruppe eine Begründung dafür, wieso sich keine Freundschaften entwickeln konnten.

Hennings soziale Isolation geht jedoch auch mit anderen Faktoren einher, die sich negativ auf die Integration auswirken. Sein Migrationsgrund ist ein rein finanzieller und er erhielt sein soziales Netzwerk in Deutschland intensiv aufrecht. Aus der Gesamtheit seiner Erzählungen wird ersichtlich, dass er in der Schweiz keine neuen Erfahrungen suchte oder ein neues Leben aufbauen wollte. All dies sind Aspekte, welche sich nach Bürgelt, Morgan und Pernice (2008: 293) auf die Integration und die langfristigen Pläne, zu bleiben, auswirken. Hinzu kommen persönliche Eigenschaften; er äußert sich sowohl über Deutschland als auch über die Schweiz fast ausschließlich negativ. Auf zusätzliche Probleme, Beziehungen mit anderen Deutschen aufzubauen, komme ich im Abschnitt 8.3. zurück.

Während Henning von Beginn seines Aufenthalts in der Schweiz bis heute keine Freundschaften schließen konnte, fand Ida anfangs durchaus Freund*innen. Ihr Leben hat sich jedoch in einer Art und Weise entwickelt, dass sie sich zum Zeitpunkt der Interviews in der Schweiz einsam fühlte. Ida fand an ihrem ersten Arbeitsplatz in der

4 Henning bezeichnet seine Arbeitskollegen als »Jugos«, eine in der Schweiz benutzte despektierliche Bezeichnung für Menschen aus dem früheren Jugoslawien.

5 Der größte Stammtisch in Zürich findet wohl gemerkt 20 km entfernt von Hennings Wohnort statt.

Schweiz, der Universität St. Gallen, ein fruchtbares Feld für Freundschaften mit Menschen aus aller Welt. Über die Arbeit lernte sie auch ihren späteren Ehemann kennen und war so schnell beruflich und privat integriert.

Aufgrund eines Jobangebots des Mannes in Deutschland verließ die Familie für drei Jahre die Schweiz und kehrte mit zwei Kindern wieder zurück. Ida war nach der Rückkehr in der Schweiz, obwohl mittlerweile promoviert⁶, Hausfrau und konnte nicht wirklich an die Freundschaften von früher anknüpfen. Über die Kinder und deren Aktivitäten kamen jedoch andere Freundschaften zustande, während ihr Mann über die Arbeit Anschluss fand. Nach zwei Jahren zog die Familie wegen diverser Unstimmigkeiten in ihrem privaten und dem schulischen Umfeld der Kinder erneut nach Berlin. Ihr Mann arbeitete die nächsten sechs Jahre weiterhin in der Schweiz und pendelte stetig hin und her. Langfristig war dies jedoch sowohl finanziell als auch sozial kein sinnvolles Arrangement, weshalb die Familie im Jahr 2014 erneut in die Schweiz zog. Ida bestand jedoch darauf, dass ihre Kinder in eine Privatschule kommen, um die vorherigen Probleme zu umgehen.

In den folgenden sechs Jahren gelang es Ida nicht mehr, neue Freundschaften aufzubauen oder alte zu erneuern. Ida argumentiert, dass dies hauptsächlich an unterschiedlichen Mentalitäten liegt – allerdings nicht nur an der Nationalität, sondern auch am Habitus. Ihre Familie wohnt in einem Viertel, welches Ida als gutbürgerlich bezeichnet. Sie merkte bald, dass ihre in der DDR geprägte Vorstellung von gutbürgerlich nicht vergleichbar war mit der Schweiz. Entsprechend hat sie es jetzt mit »Bünzlischweizern« und »überangepassten Deutschen« zu tun, welche alles »besonders richtig machen [wollen]« (Ida, 50/DE). Die politischen Ansichten sowie die Werte und Normen von Ida und ihren Nachbar*innen sind kaum vereinbar (vgl. Abschnitt 7.3.3. zur Kindererziehung zwischen zwei Kulturen). Ida kritisiert allerdings weiter, dass die weit verbreitete Annahme, dass mehr Integration und mehr Anpassung zu mehr Erfolg im Sozialleben führen, häufig nicht der Realität entspricht:

Also wir haben hier Freunde, die leben in [einer Kleinstadt], die sind eigentlich viel schlechter integriert, was ihr Benehmen angeht. Die haben zum Teil ein Auftreten, da wird einem schlecht, also so richtig Deutsch, mit Leute ankackern und frech sein, irgendwie alles besser wissen und so weiter. Aber die denken nicht darüber nach, wie das wirkt, wie sie wirken und wie die anderen auf sie wirken, und kommen damit super zurecht. Die sind inzwischen Schweizer (Ida, 50/DE).

Ida hat sich bis zu einem gewissen Maße angepasst in der Schweiz, ist jedoch auch nicht bereit, ihre eigenen Werte zu ignorieren. Ida sieht kulturelle und gesellschaftliche Unterschiede als größte Hürde für die Entstehung neuer Freundschaften. Dies betrifft sowohl Deutsche als auch Schweizer*innen in ihrer Wohngegend. Die Gemeinsamkeit der Nationalität kann die Unterschiede in der Weltsicht nicht überbrücken:

6 Ida selbst erklärt, dass sie durchaus eine Karriere geplant hatte. Durch die wiederholten Umzüge und die Kindererziehung war sie jedoch bereits zu sehr eingespannt und fand den Einstieg in die Berufswelt nicht mehr.

[Es] hat dich mit den Leuten nichts weiter verbunden als deine Nationalität und dass man auch nicht weiß, was man hier so machen soll...es fehlt das verbindende Element, seien das kulturelle Interessen oder politische Interessen, oder irgendwie sowas. Auf mich wirkte das dann etwas verkrampft, gar nicht bei den anderen, sondern bei mir (ebd).

Die größten Hürden bestehen bei Ida selbst, welche sich nicht mit ihrer Nachbarschaft und den Menschen identifizieren kann. Dies zeigt sich offensichtlich in der politischen Haltung: Ida und ihre Familie sind als einzige in der Nachbarschaft politisch links, während der Rest liberalen oder konservativ-rechten Parteien folgt.

Die Familie wohnt jedoch in ihrem eigenen Haus, weswegen auch Wegziehen zurzeit keine Option darstellt. Da die Kinder nun in einer Privatschule sind, dort neue Kontakte knüpfen können und auch ihr Mann weiterhin über die Arbeit Freundschaften findet, bleibt Ida als einzige in ihrem Sozialleben in der Schweiz unerfüllt. Ida sagt, sie führe ein »Eremitenleben« (ebd.). Ähnlich wie Henning ist auch sie jedoch nicht bereit, mehr von sich zu geben; sie hat sich mittlerweile mit der Situation abgefunden und Strategien entwickelt, damit umzugehen. Genauso wie Henning findet Ida Erfüllung in der Heimat: Ihr Fokus blieb nach dem letzten Umzug in die Schweiz in Berlin, wo sie politisch aktiv ist⁷. Politisches Engagement ist für Ida sehr wichtig, was verdeutlicht, wieso die unterschiedliche politische Haltung in der Nachbarschaft eine derart große Hürde darstellt. Ida hat in Berlin eine kleine Wohnung, pflegt Freundschaften und geht ihren Hobbies nach.

Auch Dana hatte von Beginn an einen schweren Stand und entschied sich nach zwei Jahren in der Schweiz, umzuziehen – innerhalb der Schweiz. Bei ihr ergab sich einerseits ein ähnliches Bild wie bei Ida, da die konservative Haltung in ihrer damaligen Wohngemeinde nicht mit Danas Werten vereinbar war. Andererseits war sie aus Dortmund in ein kleines Dorf im Berner Oberland, also in die Schweizer Voralpen, migriert. Es zeigten sich die gleichen Schwierigkeiten, Teil einer kleinen Talgemeinschaft zu werden, wie sie von Charmillot und Dahinden (2021) konstatiert werden. Dana erkannte jedoch regionale Umstände als Ursache, welche nicht in Verbindung mit ihrer Nationalität stehen: »Sogar Schweizer lachen dich aus, wenn du als Ausländerin ins Berner Oberland ziehst« (Dana, 52/DE). Auch Schweizer*innen würden dort nicht einfach als Teil der Gemeinschaft akzeptiert, wenn sie aus einer anderen Region stammten. Entsprechend suchte sie einen anderen Arbeits- und Wohnort. Dieser ist mit knapp 6.000 Einwohnern zwar etwas größer, liegt aber ebenfalls in einer Region, welche politisch von rechten Parteien dominiert wird. Dana fühlt sich weiterhin nicht angekommen, gibt sich aber etwas mehr Zeit, bis sie erneute Umzugspläne umsetzen will.

Mit Henning, Ida und Dana habe ich drei Teilnehmende vorgestellt, welche in der Schweiz kein erfüllendes Sozialleben aufbauen konnten und sich daher teilweise einsam fühlen. Aus den Beispielen werden Aspekte sichtbar, welche die soziale Integration hindern können, aber nur bedingt mit nationalen Kulturunterschieden in Verbindung stehen. Henning argumentiert konsequent auf Ebene der Nationalität, auch wenn in sei-

7 Auch in der Schweiz ist sie politisch aktiv, sieht jedoch als Deutsche ohne Schweizerdeutschnennnisse keine großen Chancen für ihr persönliches Weiterkommen.

nem Umfeld diverse Ausländer*innen und Menschen aus seiner deutschen Herkunftsregion präsent sind. Bei Ida und Dana scheinen es politische Grundhaltungen zu sein, welche keine tiefen Freundschaften zulassen. Henning und Ida haben jedoch in ihrer Heimat soziale Beziehungen und Hobbies, welche diese Lücke bisweilen füllen können. In beiden Fällen sorgen fehlende soziale Kontakte für eine distanziertere Haltung gegenüber der Schweiz.

Karl, welcher über 16 Jahre wenig tiefe soziale Kontakte zu Schweizer*innen aufbauen konnte, fühlt sich ebenfalls einsam, allerdings sieht er sich gleichzeitig verortet in der Schweiz. »Jetzt habe ich schon den Traumjob an einem Traumort, dann muss ich eben den Preis bezahlen« (Karl, 56/DE). Er bemängelt fehlende soziale Kontakte, sieht jedoch in anderen Lebensbereichen eine gewisse Kompensation. Gleichzeitig sucht er über Expat-Treffen Kontakte zu anderen Menschen, welche zumeist die gleichen Probleme haben, Beziehungen aufzubauen, wie er. Aus dieser gemeinsamen Erfahrung ähnlicher Schwierigkeiten entstehen dennoch Freundschaften, auch wenn er sich nicht der Mehrheitsgesellschaft angehörig fühlt.

Soziale Kontakte mögen für Deutsche in der Schweiz aufgrund gewisser germanophober Grundstimmungen schwieriger aufzubauen sein, allerdings beschränken sich fehlende Sozialkontakte nicht auf die deutschen Teilnehmenden. Janine und ihr Mann sind zusammen nach Berlin gezogen und haben einander als engsten Kontakt. Zwar sind die beiden erst seit sechs Monaten in Berlin, die fehlenden Sozialkontakte machen sich jedoch negativ bemerkbar. Mit beruflichen Kontakten wollen beide bewusst keine engen Beziehungen aufbauen, da sich ein Konflikt sowohl im Berufs- als auch im Privatleben niederschlagen würde. Vom Schweizer Verein erhalten sie zwar Emails, haben es aber bisher nie geschafft an, Veranstaltungen teilzunehmen. Sonstige Hobbies verfolgen sie nicht, die Wochenenden verbringen sie oft zu zweit und erholen sich vom stressigen Arbeitsalltag. Janine und ihrem Mann scheint aufgrund ihres fordernden Arbeitslebens die Zeit und Energie zu fehlen, die nötig wäre, um neue Beziehungen aufzubauen. Während kulturelle Unterschiede sicherlich den Aufbau von Sozialkontakten erschweren können, entstehen gewisse Hürden auch bei einem Wegzug aus alten Strukturen oder beim Umzug über weite Distanzen im Inland, z. B. aus Süddeutschland nach Berlin.

Auch Laila fühlt sich teilweise einsam, obwohl sie in Berlin ein soziales Netzwerk aufbauen konnte – es deckt ihre Bedürfnisse aber nur teilweise. Eine Freundin hat aufgrund einer Ausbildung selten Zeit und schon gar nicht für spontane Treffen. Über einen Bekannten sagt Laila:

Einen kann ich anrufen: »hey, hast du Zeit?«, der kommt jederzeit, aber wenn ich ein Problem habe, ist er nicht der richtige zum drüber reden. Es ist mehr für Spaß und Freude und das geht schon, aber manchmal will man ja was Anderes und nicht immer nur mit dem Partner besprechen (Laila, 29/CH).

Laila mag ihre Freund*innen und verbringt gerne Zeit mit ihnen, fühlt sich aber emotional nicht verbunden genug, um ihre Probleme zu besprechen. Dies steht insbesondere im Kontrast zu ihrer besten Freundin in der Schweiz, mit der sie seit der Jugend zusammen aufgewachsen ist und viele gute und schlechte Zeiten durchgemacht hat. Im Erwachsenenalter ist es schwieriger, neue Freundschaften zu schließen und eine emotio-

nale Tiefe zu erreichen. Dieses Problem erübrigt sich nicht notwendigerweise mit einer längeren Dauer der Freundschaft. Zeit und gemeinsame Erfahrungen sind aber definitiv wichtige Elemente (Hall 2019). Die von Laila beschriebene Einsamkeit trotz bestehender Netzwerke wird von deutschen und Schweizer Teilnehmenden gleichermaßen beschrieben und ist oft von außen nicht sichtbar. Im Grunde genommen hat dieses Phänomen wenig mit dem Status als Migrant*innen zu tun. Beziehungen aus der Kindheit erfüllten jedoch oft diese emotionale Verbundenheit, welche durch die Migration gekappt wurde. Im Abschnitt zur Pflege alter Netzwerke gehe ich genauer der Frage nach, wie diese Netzwerke trotzdem aufrechterhalten werden.

8.2.3 Freundschaften brauchen Zeit

Ich habe mal vor Jahren einen Artikel gelesen: Man erkennt, wie viel Freunde man hat in der Schweiz, daran, wie viele Wohnzimmer man kennt. Und ich habe eine Wiener Freundin, mit der ich mich schon so oft darüber unterhalten habe und wir haben so gelacht – man kennt wirklich wenig Wohnzimmer (Tessa, 54/DE).

Freundschaften basieren auf gemeinsamen Erlebnissen oder geteilten Werten und Interessen, ohne dass ein äußerer Rahmen die Beziehungen strukturieren oder fördern würde. Freundschaften können aus anderen Kontexten, z. B. der Arbeit, Schule oder Vereinen, entstehen, sind aber nicht an diese Institutionen gebunden. In der Forschung stand die Freundschaft oft hinter Verwandtschafts- und formalisierten Beziehungen zurück. In den letzten Jahren wird jedoch zunehmend betont, wie wichtig diese selbstgewählten Beziehungen sind – und dass sie den anderen in Wichtigkeit, Tiefe und Dauer nicht nachstehen (Cohen 2024; Jackson 2023).

Bei der Migration in ein neues Umfeld fallen in vielen Fällen familiäre Beziehungen weg. Soziale Bedürfnisse müssen dann durch andere Beziehungen erfüllt werden:

Wenn man nicht Leute hat, mit denen man wirklich ernsthaft reden kann, mit denen man tiefsinnig reden kann, auf die man sich verlassen kann, dann verkümmert man mit der Zeit. Dann wird man wahrscheinlich wunderlich und schnauzt Leute an, weil sie den Müll nicht in die richtige Tonne geworfen haben (Paul, 53/DE).

Die meisten Teilnehmenden sehen, wie wichtig soziale Beziehungen grundsätzlich für das Leben sind und welche negativen Konsequenzen ihr Fehlen für das Wohlbefinden und die Zufriedenheit haben können. Gleichwohl können und sollen nicht alle Beziehungen tiefste intime Bedürfnisse erfüllen. Je nach Art der Freundschaft entstehen unterschiedliche Sphären der Nähe, welche auch bestimmte Themengebiete beinhalten oder ausschließen. Relevant sind in diesem Kontext die Beobachtungen Sitzlers:

Bei den Jüngeren hat sich dieses Tabu [Geld, Politik, Privates zu besprechen] in den letzten Jahren etwas gelockert. Aber als Neuling lässt man sich besser nicht zu Freizügigkeiten hinreißen. Auch den Streit mit dem Partner oder die Probleme mit den Kindern erwähnt man unter Schweizern nur, wenn wirklich ausschließlich engste Freunde dabei sind (Sitzler 2009: 87).

Intime Beziehungen und gewisse Tabuthemen werden in beiden Ländern meist nur unter engsten Freunden besprochen, was es insbesondere neu Zugezogenen schwer macht, das Bedürfnis nach emotionaler Verbindung zu erfüllen.

Insgesamt scheint es für Zugezogene in der Schweiz schwieriger, in eine vertrauensvolle Sphäre einzudringen und nicht bei Oberflächlichkeiten stehen zu bleiben, obwohl viele weitere Faktoren in diese Dynamiken eingehen. Deutsche Teilnehmende stellen dies u.a. fest, wenn Beziehungen mit anderen Ausländer*innen schneller oder überhaupt eine tiefere Ebene erreichen: »*Ich habe keinen Kollegen oder Kollegin kennengelernt, mit ausländischer Herkunft, der oder die sagen konnte, sie hätten eine gute Schweizer Freundschaft in der Zeit aufbauen können. Und so habe ich es eigentlich auch empfunden*« (Stefan, 52/DE). Stefan ist nach 20 Jahren selbst wieder nach Deutschland zurückgekehrt und fehlende tiefgehende Netzwerke stellten einen Grund für diese Entscheidung dar. Nach der Rückkehr pflegt er wiederum fast nur Freundschaften zu Ausländer*innen: »*Die Freundschaften, die noch Bestand haben, das sind alles keine Schweizer*« (Stefan, 52/DE). Dies zeigt den scheinbaren Einfluss der Nationalität auf die Entwicklung von Beziehungen.

Die neutrale Formulierung ist auch bei Stefan zu finden: tiefe Beziehungen zu Schweizer*innen aufzubauen braucht mehr Zeit – »*gefühlte eine Generation*« (Stefan, 52/DE). Konnten deutsche Teilnehmende tiefe Freundschaften zu Schweizer*innen aufbauen, durften sie sich sicher sein, dass diese Beziehungen Bestand haben werden: »*Wenn man es schafft, zum Kern durchzukommen, dann hat man sehr loyale Freunde, das kann ich bestätigen. Aber das Bohren an dieser Nuss, Kokosnuss, da muss man sich durch ganz schön viele Schichten durcharbeiten, bis man mal zum Kern vorstößt*« (Tessa, 54/DE).

Der temporale Aspekt ist also zentral in der Entwicklung von Freundschaften, jedoch gibt es sehr unterschiedliche Vorstellungen davon, in welchem Zeitraum sich diese Beziehungen entwickeln sollten⁸: »*Inzwischen habe ich mir wieder ein gutes Umfeld aufgebaut mit guten Leuten, wo ich mich auch drauf verlassen kann. Das hätte ich so eigentlich nie für möglich gehalten in einer doch recht kurzen Zeit, weil vier Jahre empfinde ich für das nicht besonders lang*« (Paul, 53/DE). Bei Paul sind bestehende Beziehungen auseinandergegangen und er musste sich ein neues Umfeld aufbauen, was in – für ihn – recht kurzer Zeit glückte. Für Sarah fühlten sich zwei Jahre ohne enge Beziehungen bereits viel zu lang an: »*Ich war zwei Jahre ohne Kontakte und das ist elendslange. Irgendwann will man einfach über Sachen reden*« (Sarah, 40/DE). Sarah musste besonders lange auf platonische Beziehungen warten. Nach zwei Jahren hatte sie einen Durchbruch und fand über die Arbeit ihre erste Freundin, für die sie Jahre später Trauzeugin wurde. Vorher dachte sie regelmäßig über eine Rückkehr nach Deutschland nach, da das Fehlen von Beziehungen sie stark belastete.

Für manche Teilnehmende ist die Nationalität bei Freundschaften unerheblich, für andere sind Gemeinsamkeiten in der Solidarisierung mit Menschen aus dem Heimatland oder kulturell konnotierte Unterschiede mit Menschen aus dem Zielland, wie gezeigt, dahingehend relevant, dass sie die Entstehung von Beziehungen vereinfachen oder erschweren. Auch wenn Menschen aus dem Heimatland nicht die gleichen Erlebnisse teilen können, so verfügen sie zumindest über einen ähnlichen Referenzrahmen.

8 Die Teilnehmenden nannten vor allem Zeitspannen, während Hall (2019) bei der Bildung neuer Freundschaften vielmehr die gemeinsam verbrachte Zeit als Messfaktor hervorhebt.

Dies gilt insbesondere, wenn weitere demographische Faktoren überlappen, wie z.B. das Alter oder der Herkunftsort.

Laila hatte bisher wenig Kontakt zur Schweizer Gemeinschaft in Berlin, sie würde eine Person aus der Schweiz oder, noch besser, aus ihrer Heimat Bern jedoch mit offenen Armen begrüßen: »So ein bisschen der Austausch, so Kleinigkeiten wären schön, und eben wie sie es erleben und ein bisschen, ein Stück Heimat« (Laila, 29/CH). Die einzigartig schweizerische Perspektive – ganz spezifisch die Situation von Schweizer*innen in Deutschland und Berlin – und ihr Heimweh könne sie mit anderen Wahlberliner*innen aus der Schweiz teilen. Suchen Schweizer*innen nicht nach Schweizer Kontakten, beinhaltet ihr Netzwerk üblicherweise niemanden aus dem Heimatland. Der Wunsch nach Austausch, wie Laila ihn beschreibt, führt wiederum dazu, dass viele Schweizer Teilnehmende zumindest einige Kontakte aus der Heimat im Zielland suchen und pflegen.

Bei anderen Freundschaften ist die Nationalität zweitrangig: »Manchmal passt es einfach« (Alexandra, 33/DE). Gerade bei transnationalen Lebensstilen entwickeln Teilnehmende Netzwerke, welche zwei oder mehrere Länder überbrücken. Für Benedikt zeichnen gemeinsame Erlebnisse seine Freundschaften aus, entsprechend hat sich sein Netzwerk mit der Zeit weiterentwickelt und mittlerweile hat er enge Freunde in seiner Heimat, in Drittländern und in der Schweiz: »Ich habe ein, zwei da, wo ich aufgewachsen bin, dann habe ich drei, vier, die in der Welt sind und noch zwei, drei, die hier in der Schweiz sind« (Benedikt, 40/DE). Dass eine Mehrheit davon deutschsprachig – jedoch nicht deutsch – ist, liege an seinen fehlenden sprachlichen Fähigkeiten.

Maja betont das, was Freundschaften unabhängig vom Migrationsstatus ausmacht – gemeinsame Interessen: »Musik verbindet Menschen und man sucht halt schon ein bisschen in diesem musikalischen oder diesem Szenengeschmack, dass man halt schon eine Basis hat. Man kann auf Konzerte gehen oder so« (Maja, 37/DE). Mit Szenengeschmack bezieht sich Maja auf eine Kombination von Mittelalter-Enthusiast*innen mit einer Vorliebe für Goth- und Metal-Musik, welche gerne Videospiele spielen. Im Grunde sucht sie »Leute, die so ticken wie man selbst« (Maja, 37/DE). Ihre Interessen spiegeln eine kleine Nische wider, entsprechend bildeten sich ihre Netzwerke zumeist über Veranstaltungen, welche spezifisch an diese Zielgruppe gerichtet ist. Über eine dieser Veranstaltungen – in Österreich – schloss sie mit einem Schweizer Bekanntschaft, über welchen sie schließlich ihren jetzigen Schweizer Mann kennenlernte. Freunde des Partners und deren Freundinnen waren die ersten Kontakte in der Schweiz, welche ihre Freizeit ähnlich gestalteten wie das Paar. Maja hat wenig deutsche und vermehrt Schweizer Kontakte in ihrem Freundesnetzwerk – durch den Aufenthalt und die Ausübung des Hobbies in der Schweiz sind natürlicherweise mehr Schweizer Kontakte entstanden. Eine Deutsche wurde Teil des Netzwerks, weil diese »gerne mal wieder in Metal- oder Gruftischuppen« (ebd.) in Zürich gehen wollte – was auch Maja sehr gerne tut.

Die Subkultur, in welcher Maja sich bewegt, stellt eigene Normen und Werte, welche nationale kulturelle Unterschiede aushebelt und eine eigene kleine Gemeinschaft formt. Insbesondere negative Klischees über die Subkultur scheinen deren interne Solidarität zu stärken (Berger 2020; Weinstein 2000). Hinzu kommen sicherlich andere Faktoren, welche Maja den Aufbau neuer Netzwerke vereinfacht haben u.a. ihre Partnerschaft, ihre Herkunft aus Bayern und ihr Dialekt, aber auch Zürich als liberaler und weltoffener Wohnort. Die Mehrheit der Personen in ihrem engeren Netzwerk speist sich

jedoch aus ihrem Hobby. Identitätsstiftende Hobbies, welche mit einem gewissen Lebensstil einhergehen, scheinen potenter zu sein für neue und tiefgehende Freundschaften. Dies wurde bereits bei Moritz sichtbar, welcher über eine Kombination von Arbeit und Hobby (Gleitschirmfliegen) schnellen Anschluss fand. Alena konnte über das Klettern, den Kampfsport und eine Vorliebe fürs Zelten eine tiefe Freundschaft mit einer Gruppe Gleichgesinnter aufbauen.

Die daraus entstandenen Freundschaften, so zumindest die Hoffnung, werden noch viele Jahre erhalten bleiben. *»Ich bin ja auch im Chor und da entstehen ja auch Freundschaften, welche ganz bestimmt noch weiterbestehen, wenn man älter wird. Man muss sie einfach pflegen«* (Alice, 59/CH). Unabhängig vom Verbleib in einem Verein oder der Ausführung eines bestimmten Hobbies können Freundschaften auch darüber hinaus bestehen bleiben – sofern man sie aktiv aufrechterhält. Dies gilt insbesondere für Freundschaften, welche nicht durch äußere Strukturen gelenkt werden und vermehrt von der Eigeninitiative abhängen.

Viele Hobbies bieten eine gute Grundlage für private Netzwerke, nicht immer geht mit der gemeinsam ausgeübten Aktivität aber auch eine gemeinsame Basis für tiefere Freundschaften einher. Mehrere Teilnehmende haben vergeblich bei Sport oder Kulturvereinen Anschluss gesucht. Religiöse Gemeinschaften wurden von den Teilnehmenden gar nicht erwähnt und scheinen keine Relevanz zu besitzen. Auf Heimatvereine und deren Sonderrolle gehe ich im Abschnitt 8.4. ein. An dieser Stelle möchte ich Freundschaften thematisieren, welche in beruflichen Kontexten oder über Kinder entstanden sind.

Für viele Teilnehmende ist die Arbeitsstelle der erste Anknüpfungspunkt für neue Kontakte. In beide Richtungen wurde jedoch bemängelt, dass die vorhandene Arbeitskultur keine Vertiefung der Beziehungen fördert, sei es aufgrund von Hierarchien oder einer zu großen Trennung zwischen Privatem und Beruflichem. Jessica und mehrere andere Teilnehmende fanden aber durchaus tiefe und langanhaltende Freundschaften durch die Arbeit: *»Die sind so entstanden, hauptsächlich über Arbeitskontakte, woraus dann Freundschaften entstanden sind, und die sind über viele Jahre und Jahrzehnte sehr stabil geblieben«* (Jessica, 70/CH). Die temporale Dimension wird auch daran ersichtlich, dass Jessica und ihre Freund*innen bereits seit Jahren nicht mehr arbeitstätig sind. *»Die sind mittlerweile alle im Ruhestand«* (ebd.). Die gemeinsamen Aktivitäten sind vielseitig und unterstreichen die engen Beziehungen: *»Zum Teil machen wir zusammen Reisen oder treffen uns, um Essen zu gehen«* (ebd.).

Im Fall von Sarah war und bleibt die Arbeit der wichtigste Ort für ihre sozialen Kontakte: *»Also wirklich, ich habe integrationstechnisch alles versucht, ich bin nie zu so deutschen Stammtischen, hab mich im Verein integriert, habe mich auch sehr engagiert, aber letzten Endes kamen alle Sachen aus der Arbeit«* (Sarah, 40/DE). Wie im vorherigen Abschnitt thematisiert, hatte Sarah zu Beginn grundsätzliche Schwierigkeiten, Freundschaften aufzubauen. Die Netzwerke, die sie in den letzten 13 Jahren aufgebaut und langfristig erhalten hat, entstanden aus beruflichen Beziehungen. Auch die Liebe fand sie im Beruf: *»Auch mein Partner und ich haben uns über die Arbeit kennengelernt«* (Sarah, 40/DE). Sarah arbeitet als Kulturmanagerin in einem eher offenen und globalen Berufsfeld, in dem viel über Netzwerke läuft – was die gängige Arbeitskultur möglicherweise aushebelt.

Bei Alena zeigen sich die Vor- und Nachteile eines internationalen Arbeitsplatzes, der Universität: »Am Institut, ich würde schon sagen, das sind alles Freundschaften, weil wir halt aus aller Herren Länder kommen. Aber das ist halt so, dass eine tiefe Verbundenheit nicht da ist, weil wir alle wissen, in vier Jahren spätestens trennen sich unsere Wege wieder« (Alena, 29/DE). Die frühen Karriereschritte in der Wissenschaft sind oft durch stetige Wechsel des Arbeits- und Wohnortes gezeichnet, weswegen die Universität oft der erste Anknüpfungspunkt für neue Freundschaften darstellt. Gleichzeitig werden aus diesen Freundschaften oft keine Beziehungen, welche langfristig im Alltag präsent sein werden. Auch wenn sie als transnationale Beziehungen aufrechterhalten werden können, kompensieren sie nicht fehlende lokale Freundschaften. Während Alenas Netzwerk an der Universität global ist und sie meist auf Englisch kommuniziert, legt sie Wert auf ein lokales Netzwerk: »In meiner Freizeit treffen tue ich mich eigentlich hauptsächlich mit Schweizern« (Alena, 29/DE). Dies liegt auch an ihrer eigenen Verortung und ihren Zukunftsplänen innerhalb der Schweiz.

Berufliche Netzwerke erweisen sich oft als weniger stabil als private, da mit einem Arbeitsplatzwechsel die verbindenden Strukturen wegfallen. Überschneiden sich berufliche und private Sphären, etwa durch gemeinsame Interessen oder Hobbys, erhöht dies jedoch die Wahrscheinlichkeit, dass solche Beziehungen auch langfristig Bestand haben. Gleichzeitig birgt dies die Gefahr, dass sich ein einzelner Konflikt auf alle Lebensbereiche auswirkt. Dies zeigte sich bei Paul, welcher auch oft am Wochenende als Hundetrainer arbeitete. Zuhause erwarteten ihn nicht nur seine Partnerin, sondern auch fünf Hunde und sieben Katzen. »Daher setzte sich eigentlich unser privates Umfeld aus unseren Trainern zusammen« (Paul, 53/DE). Nach der Trennung von seiner Partnerin fiel der Großteil dieser Kontakte weg, da er seinen Job ursprünglich durch deren Vermittlung erhalten hatte und sie entsprechend besser vernetzt war. Paul musste nach der Trennung von null anfangen und neue Beziehungen aufbauen.

Im Gegensatz zu den bisher beschriebenen, eher auf Arbeit oder persönliche Interessen gestützten Freundschaften, entwickeln sich über die Kinder Beziehungen, die stärker an den familiären Alltag gekoppelt sind. Für Nina stellten Netzwerke über die Kinder eine Ergänzung anderer, überwiegend homogener beruflicher Netzwerke dar:

Mit Kindern ist es halt auch einfacher, schnell in Kontakt zu kommen mit verschiedenen Leuten mit verschiedenen Hintergründen. Vorher im Studium und in der Forschung ist man immer mit Gleichgesinnten zusammen und sobald man Kinder hat, kommt man mit diversen Leuten in Kontakt (Nina, 39/CH).

Kinder nehmen gerade zu Beginn sehr viel Zeit in Anspruch, was zusätzlich zur Migration jegliche Kapazitäten aufbrauchen kann. Amalia war schwanger, als sie in die Schweiz zog, und daher erst mit der Organisation der Geburt und dann mit dem Baby beschäftigt. »Ich war hier ja eigentlich total isoliert« (Amalia, 44/DE). Da sie mit dem Partner in eine auch für ihn neue Stadt zog, gab es keine bestehenden Kontakte oder Netzwerke, die sie aufgefangen hätten. Erst über ein Jahr später, als sie in ein neues Wohngebiet zogen, änderte sich die Situation: »Da hat es dann relativ schnell geklappt, allein schon, weil in diesem Neubaugebiet wahnsinnig viele junge Leute mit Familie eingezogen sind. Da ging das quasi über die Nachbarschaft und dann natürlich wurde das Kind auch älter« (Amalia, 44/DE). Mit den verschiedenen Entwicklungsphasen des Kindes ergaben sich Begegnungen mit anderen

Eltern, sei es über die Kita, die Schule oder Freizeitvereine. Kinder helfen zwar nicht in jeder Situation, ein neues Netzwerk aufzubauen; eine passende Wohnsituation und Familien in ähnlichen Lebenslagen sind jedoch eine gute Grundlage.

Beziehungen, welche auf diese Art entstehen, sind wiederum auch abhängig von den Strukturen, in welche die Kinder integriert werden. Ida knüpfte insbesondere in den frühen Jahren ihrer Mutterschaft viele neue Kontakte: *»Als die Kinder klein waren, hatte man auch ständig was zu tun, weil man da auch ständig auf irgendwelche Kindergeburtstage musste und Elternabende, da war man auch voll integriert«* (Ida, 50/DE). Ida konnte die Netzwerke, welche sie durch die Kinder aufbaute, nach einer zeitweisen Rückkehr nach Deutschland nicht aufrechterhalten. Da die Kinder danach sehr bewusst in andere Strukturen integriert wurden, fehlte auch der Kontakt zu den früheren Netzwerken.

Grundsätzlich sind Netzwerke über die Kinder sehr produktiv, insbesondere wenn diese im gleichen Alter sind. Die Kinder und damit verbundene Aktivitäten, Erfolge oder Schwierigkeiten fördern den Austausch unter den Eltern. Wenn sich Übergänge im Schulsystem und Phasen der Kindererziehung überlappen, können sich Eltern gegenseitig mit Rat und Tat zur Seite stehen. Gleichzeitig rücken andere Netzwerke zu Menschen ohne Kinder oft in den Hintergrund, da weniger Zeit zur Verfügung steht, diese gleichermaßen zu pflegen.

Obwohl also in vielen Narrativen die Schwierigkeiten thematisiert wurden, im Zielland – als Erwachsene mitten im Arbeitsleben – neue Freundschaften aufzubauen, konnte die Mehrheit der Teilnehmenden erfolgreich ein neues Umfeld gestalten, welches ihre Bedürfnisse erfüllt und sie zufriedenstellt. In der Wahrnehmung der Teilnehmenden dauerte es teilweise sehr lange, oder zu lange, tiefe Freundschaften aufzubauen. Kulturelle Unterschiede wurden dabei ebenso als Hindernis genannt wie unterschiedliche Wertvorstellungen und Weltanschauungen. Viele suchten daher gezielt den Kontakt zu Menschen mit ähnlichen Hintergründen, Interessen oder Lebensentwürfen. Als wichtige Anknüpfungspunkte erwiesen sich dabei vor allem die Arbeit, Kinder sowie gemeinsame Hobbys innerhalb und außerhalb von Vereinen.

8.3 Beziehungen zur Heimat: Asymmetrien im Zugehörigkeitsgefühl

Vielleicht geht man nicht deswegen ins Ausland. Vielleicht geht man aus Deutschland weg, damit man nicht mehr viel mit den Deutschen zu tun hat (Jette, 56/DE).

In diesem Zitat wird Jettes Position der Distanzierung deutlich: Wieso sollte ich ins Ausland gehen, wenn ich dann Menschen aus dem Heimatland treffen will? Jette spricht zusätzlich eine negative Haltung gegenüber anderen Deutschen an, welche ihre Haltung unterstreicht. Bei Beziehungen zur Heimat gilt es, tendenziell zwischen alten Netzwerken, die Teilnehmende vor der Migration im Herkunftsland aufgebaut haben, und neuen Netzwerken im Zielland zu unterscheiden. Die meisten Teilnehmenden wollen durchaus ihre Beziehungen zu Familie und alten Freund*innen pflegen – von denen eine Mehrheit aus dem Heimatland stammt. Im Folgenden liegt der Fokus jedoch zunächst auf den neuen sozialen Beziehungen im Zielland, bevor anschließend die Aufrechterhaltung und Bedeutung der Verbindungen zum Herkunftsland thematisiert wird.

Grundsätzlich verlaufen die Grenzen sozialer Netzwerke oft nicht entlang nationaler Linien: Viele Teilnehmende pflegen Kontakte in mehreren Ländern und mit Personen unterschiedlicher Nationalitäten. In den Narrativen der Teilnehmenden treten dennoch spezifische Erklärungsmuster zutage – insbesondere dort, wo Netzwerke eher homogen sind. In solchen Fällen wird Zugehörigkeit häufig durch nationale Kategorien oder durch die Unterscheidung zwischen »fremd« und »bekannt« gedeutet. Entsprechend lassen sich zwei grundlegende Haltungen beobachten: Während sich einige Teilnehmende bewusst von der eigenen nationalen Gruppe distanzieren, betonen andere bestehende Gemeinsamkeiten. Wieder andere positionieren sich zwischen diesen Polen oder entziehen sich nationalen Kategorisierungen.

Der Diskurs an der Schnittstelle von Gemeinsamkeit und Differenz hängt eng mit Konzepten von Solidarität zusammen. Solidarität kann sich auf sehr unterschiedliche Typen von Gruppen beziehen: Familien oder Verwandtschaftsbeziehungen, Organisationen, Vereine, Nachbarschaften, Arbeitsstellen oder auf höherer Ebene auch auf eine gesamte (nationalstaatliche) Gesellschaft, welche durch Gemeinsamkeiten vereint wird. Laut Cureton (2012: 696) spielen dabei Stolz auf die eigene Gruppe und Scham im Falle abträglichen Verhaltens von Gruppenmitgliedern eine Rolle. Im Positiven wie im Negativen kann die Solidarität durch geteilte Praktiken und sozialen Normen zu einer Kohäsion innerhalb der Gruppe führen. Wichtige Voraussetzung dafür ist, dass sich Mitglieder der Gruppe als solche respektieren und die Beziehungen *als solche*, nicht als Instrument, eigene Ziele zu erreichen, schätzen. Daraus erwachsen Gründe, der Gruppe zu vertrauen und ihr gegenüber loyal zu agieren. Nicht zuletzt können sich Mitglieder einer Gruppe mit dieser identifizieren und deren Ziele und Beziehungen für sich vereinnahmen (Cureton 2012: 697–705).

Im weiteren Verlauf wird deutlich werden, dass die Zugehörigkeit zu einer Gruppe zu Solidarität führen kann, was insbesondere bei den Schweizer*innen zutrifft. Bei deutschen Teilnehmenden sieht man vermehrt eine Anerkennung der ethnokulturellen bzw. formalen Zugehörigkeit, jedoch gleichzeitig den Versuch der Distanzierung auf der Ebene geteilter sozialer Werte und Normen. Letztlich können sich deutsche Personen weniger mit der eigenen Gruppe und deren Zielen identifizieren, weswegen auf nationaler Ebene die Solidarität fehlt.

Eine negative Haltung zur eigenen Gruppe und eine daraus resultierende fehlende Solidarität nehmen viele deutsche Teilnehmende wahr: »Das ist übrigens typisch für die deutsche Community, dass sie hier nicht zusammenhält. [...] Wenn man hier als Deutsche herkommt, ist man ziemlich allein, weil die anderen Deutschen irgendwie auch allein sind« (Ida, 50/DE). Ida sieht den Grund darin im Wunsch sich anzupassen, was in der Distanzierung zu anderen Deutschen geschieht. Dies geht zurück auf die negativen Stereotypen über »die« Deutschen, welche in der Schweiz zu Ablehnung führen: »Wenn du sehr fordernd, sehr direkt, das typisch Deutsche bist und bleibst – aber da gehen die Meinungen auch auseinander – kommst du hier nicht richtig an« (Marlen, 38/DE). Damit wird das Narrativ verstärkt, dass Deutsche als solche nicht Teil der Gemeinschaft werden können. Entweder sie passen sich an oder aber sie bleiben außen vor. Ausnahmen bilden diejenigen, welche nie »typisch deutsch« waren, was bezeichnenderweise die Mehrheit der Teilnehmenden über sich selbst denkt. Interessant ist bei dieser Erklärung, dass sich die Teilnehmenden

durchaus mit der Gruppe identifizieren, sich in einem weiteren Schritt jedoch wieder distanzieren.

Auch andere Narrative verstärken Dynamiken des *otherings* (Jesse 2020; Sonnis-Bell 2019) der eigenen Gruppe: »*Ich muss dir jetzt auch mal sagen, dass die Deutschen, die ich hier kennenlerne, teilweise auch sehr schräg sind*« (Dana, 52/DE). Dana war in verschiedenen Krankenhäusern und Kliniken tätig und stellte für sich fest, dass insbesondere Ärzte, welche »*in Deutschland nichts geworden*« (ebd.) waren, den Weg in die Schweiz fanden. Damit wird die Migration nicht als Erfolg und Zeichen der eigenen Wirkmächtigkeit, sondern als Fehlschlag gewertet und gleichzeitig erklärt, wieso es schwierig ist, mit und unter diesen Menschen Gemeinschaften zu formen.

Als Erklärung für die fehlende Solidarität zieht Jette die Sozialisierung heran: »*Wir Deutschen sind da schon ganz anders erzogen, wir sind schon in Deutschland eher jeder für sich*« (Jette, 56/DE). Sie beobachtete den Unterschied vor allem im Kontrast zu Italien und zu den sehr gemeinschaftlich orientierten Italiener*innen in ihrer Schweizer Gemeinde. Obwohl Jette selbst in der DDR aufgewachsen ist, macht sie an diesem Punkt keine innerdeutschen Unterschiede geltend. Eine fehlende Solidarität unter Deutschen wird auch in anderen Ländern sichtbar. Bürgelt, Morgan und Pernice (2008) führen die fehlende Solidarität bei deutschen Migrant*innen in Neuseeland auf den Zweiten Weltkrieg und verbleibende Scham- und Schuldgefühle zurück – auch bei den Nachkriegsgenerationen. Sowohl von anderen Deutschen als auch von Neuseeländer*innen nehmen die Befragten ihrer Studie ähnliche Reaktionen wahr, welche sich vermeiden lassen, indem die Teilnehmenden ihre Herkunft verschleiern (Bürgelt/Morgan/Pernice 2008: 295). Dies verunmöglicht jegliche Solidarität auf Basis der Nationalität. In der Schweiz schien die Erklärung vermehrt auf negative Stereotypen zurückzugehen. Zudem ist die Strategie der Vermeidung bzw. Verschleierung aufgrund der sprachlichen Situation kaum anwendbar. Entsprechend dominieren Erklärungsversuche, bei denen Distanz zwischen den Teilnehmenden und anderen Deutschen geschaffen wird: Die anderen Deutschen werden als zu deutsch (oder zu schräg) wahrgenommen; die Teilnehmenden selbst haben sich angeblich durch Anpassung vom Stereotyp entfernt oder diesem nie entsprochen.

Letztlich finden sich viele Gründe für eine fehlende Solidarität unter Deutschen in der Schweiz. Als Reaktion auf vermehrte Berichte von Rückkehrenden und Deutschen, welche in der Schweiz keine sozialen Netzwerke aufbauen können, wäre die Bildung von deutschen Gemeinschaften denkbar. Eine Abkapselung bzw. die Bildung von Parallelgesellschaften steht im Zusammenhang mit Migration im Verruf (Bundeszentrale für politische Bildung 2005), zeigt damit aber auch die Häufigkeit derartiger Entwicklungen. Bei Deutschen in der Schweiz scheinen jedoch die trennenden Faktoren stärker als die vereinenden.

Diese Art der negativen Differenzierung findet sich nur bei deutschen Teilnehmenden, da sowohl negative Stereotypen als auch historische Begebenheiten in der Schweiz fehlen. Es gibt jedoch sowohl deutsche als auch Schweizer Teilnehmende, welche sich von der eigenen Gruppe differenzieren, ohne dabei eine negative Grundhaltung anzuführen. Die simpelste Erklärung ist, dass Teilnehmende im Ausland neue Erfahrungen suchen – und damit auch Menschen mit anderen Hintergründen. Luisa sieht die Hürden für ihre Integration geringer, wenn sie weniger deutsche Kontakte hat: »*Sich als Gruppe*

Ausländer in dem Land zu integrieren, würde mir, denke ich, nur schwieriger fallen als so als alleinstehende Deutsche, die um die Ecke kommt und sagt: Hallo, hier bin ich« (Luisa, 31/DE). Andere sehen die Staatsbürgerschaft nicht als geeignete Basis für Beziehungen, differenzieren sich zugleich aber auch nicht von Menschen mit bestimmten Hintergründen. »Ich habe auch was dagegen aufgrund einer Nationalität gleich Freundschaften zu schließen« (Paul, 53/DE). Im Endeffekt sorgt diese Haltung nicht dafür, dass die Teilnehmenden keinerlei Freunde aus dem Heimatland haben, diese sind jedoch in der Minderheit.

Dem gegenüber stehen deutsche Teilnehmende, welche eine positive Verbindung zur eigenen Gruppe wahrnehmen u.a. durch die ähnliche Sozialisierung. Sie suchen daher verstärkt den Kontakt oder haben aufgrund der Gemeinsamkeiten organisch gewachsene Freundeskreise mit Deutschen gebildet. Ein kritischer Aspekt ist dabei der Humor:

Ironie wird nicht verstanden. Ich bin sehr sarkastisch und schwarzer Humor, damit hatte ich am Anfang total Probleme. [...] Sarkasmus ist in der Schweiz nicht so weit verbreitet. Also Humor, ja, aber schwarzer Humor, so der britische Humor oder so Sarkasmus, das mögen sie nicht (Richard, 53/DE).

Unter den deutschen Teilnehmenden waren Aussagen über humorlose Schweizer*innen weit verbreitet. Richard macht für sich den Unterschied zwischen seinem trockenen Humor, ohne der Schweiz jeglichen Humor abzusprechen. Aber auch in die andere Richtung wirkt der Humor als Gemeinsamkeit: »Du hast einen ähnlichen Humor, du weißt genau, was du meinst, du weißt genau, wie deine Sprache funktioniert. [...] Es ist einfach schön, Schweizerdeutsch ist einfach schön, weil die Sprache einfach so ihr eigener Schlüssel ist« (Jonas, 53/CH). Jonas spricht zusätzlich die Sprache an, was ebenfalls von beiden in dieser Studie untersuchten Gruppen erwähnt wurde. Die Sprache als Element gelebter Kultur und Teil der Identität unterscheidet sich konsequenterweise zwischen den Gruppen. Aufgrund der ähnlichen Sozialisierung stellen Teilnehmende eine vermeintlich natürliche Verbundenheit mit Menschen aus dem Heimatland fest, welche Beziehungen vereinfacht entstehen lässt.

Im Gegensatz zu Deutschen findet sich unter Schweizer*innen zudem eine positive Solidarität, welche meist mit der Identifikation mit der Gruppe und dem Wunsch, andere Mitglieder zu unterstützen, einhergeht. »Wenn jetzt irgendwie eine Schweizerin oder ein Schweizer aus der Schweiz ankommt und sagt »ich brauche«, würde ich es sofort machen« (Thomas, 62/CH). Die Solidarität kennt auch Grenzen; sie sollte nicht ausgenutzt werden, und bezieht sich nicht rein auf die Staatsbürgerschaft – andere Faktoren gehen für Thomas viel stärker in seine Entscheidung mit ein. Trotzdem bleibt es ein positiver Faktor.

Letzten Endes scheinen aber auch für Beziehungen zu Menschen aus dem Heimatland andere Faktoren wichtiger als oder zumindest gleichbedeutend zu sein wie die Herkunft. Ob aufgrund fehlender oder vorhandener Solidarität: Nur ein kleiner Prozentsatz der Auslandschweizer*innen und Auslandsdeutschen ist Mitglied eines Vereins mit dem Ziel, die jeweilige Gemeinschaft zusammenzubringen. Beiderseits gibt es Menschen, welche keine Notwendigkeit sehen, derartige Beziehungen zu knüpfen. Faktoren wie das Berufs- und Privatleben, das Alter und die Umstände der Migration beeinflussen zudem maßgeblich, wie und welche neuen Beziehungen entstehen.

8.3.1 Pflege alter Netzwerke aus dem Heimatland

An der Entscheidung selbst habe ich nie gezweifelt. Wenn, dann waren es höchstens die Freunde, die ich vermisst habe. Die Entscheidung, selbst hierherzuziehen, fand ich richtig, fand ich immer richtig eigentlich, weil ich mag meinen Job, die Arbeitskollegen und alles ist prima. Es ist wirklich nur wenn, dann vermisst man die Freunde oder dieses, sie gehen jetzt in München [aus] und ich bin halt nicht dabei, weil einfach mal so zwei Stunden nach München fahren, ist dann halt nicht (Maja, 37/DE).

Der Wegzug aus ihrem früheren Wohnort bedeutet für Maja wie für alle Teilnehmenden das Ende vieler alltäglicher Beziehungen. Freunde und Familie, die man ohne großen Aufwand besuchen konnte, sind nun mehrere Stunden entfernt. Maja wohnt vergleichsweise nah an ihrem früheren Wohnort, trotzdem fallen viele alltägliche Tätigkeiten mit Freunden weg, wie z. B. Partys am Wochenende, ein Feierabendbier oder ein Treffen zum Kaffee. Dieses Gefühl kennen auch andere Teilnehmende: »Die Art von Freundinnen, die ich in der Schweiz habe, die kann ich wie mit nichts vergleichen. Das sind eben Freundschaften aus der Schulzeit und das wäre mich für mich ein Traum, ich könnte mich mit ihnen einfach unkompliziert treffen« (Romina, 38/CH). Insbesondere die engsten Bezugspersonen und Freundschaften aus der Jugendzeit fehlen.

Diese Beziehungen werden aber zumindest teilweise weiterhin gepflegt und fallen nicht einfach weg, sobald Teilnehmende das Heimatland verlassen. »Wir haben jetzt wirklich so eine Freundesclique, die treffen wir immer, wenn wir in die Schweiz gehen, wenn wir mit dem Auto mal fahren, über Weihnachten und Neujahr. Wir feiern dort Silvester und unterm Jahr kommen sie mal her« (Sonja, 55/CH). Besuche im Heimatland sowie Besuche von Freund*innen aus dem Heimatland sind wichtig für die Aufrechterhaltung dieser Beziehungen, wie ich bereits im Kapitel 7 zur Lebensgestaltung gezeigt habe. Dabei geht es primär um den Erhalt sozialer Beziehungen, aber auch die eigene Rückbesinnung auf die Heimat spielt eine Rolle.

Benedikt war seit seiner Jugend viel unterwegs, erst durch eine Sportschule und den Leistungssport, dann beruflich auf Montage, in der Marine und später im Studium. Überall die Jahre hat er den Kontakt zu den Freund*innen aus der Heimat aufrechterhalten. Zwar tauscht er sich ab und zu mit den alten Freund*innen per Telefon oder Nachrichten aus, meist liegen die Beziehungen aber bis zum nächsten Besuch still. »Man zelebriert ja immer das Zusammensitzen. Da hat man die alten Geschichten, dann was Neues. Jeder updatet alle von seinem Leben und dann gestaltet man wieder was Neues zusammen. Das fließt einfach« (Benedikt, 40/DE). Ähnlich verhält es sich bei der Mehrheit der Teilnehmenden, welche zwischen den Besuchen wenig kommunizieren und sich vermehrt auf wenige aber intensiv gelebte gemeinsame Momente konzentrieren.

Migrant*innen sind meist relativ mobil, entsprechend könnte man annehmen, dass ihre Netzwerke ebenso transnational sind. Die engsten Beziehungen finden sich wiederum meist im Ziel- und im Heimatland: »Fast 80 % von mehr als 200 befragten deutschen Auswanderern nennen zuerst ihr Geburtsland, wenn sie einen Ort im Ausland angeben sollen, wo sie Familie oder Freunde haben« (OECD 2015: 95). Das Zitat bezieht sich auf weltweit ausgewanderte Deutsche mit diverser Demographie. Dies sagt zwar nichts über die Stärke der Netzwerke im Zielland, passt jedoch zu dem Migrationsmuster meiner Teilnehmenden:

8.4 Heimatvereine als Raum für gelebte Zugehörigkeit

Für mich war der Schweizer Verein immer mehr als Folklore. Ich habe mir selbst immer die gleichen Fragen gestellt wie du jetzt mir: Warum bin ich hier? Wie fühle ich mich hier? Diese Fragen stelle ich selbst auch anderen. Wie geht es euch hier? (Joachim, 71/CH)

In diesem Abschnitt behandle ich Heimatvereine, also Schweizer Vereine und Deutschenvereine, als Schnittpunkt sozialer Beziehungen und Identitätspflege. Ihre Existenz verweist darauf, dass in beiden Ländern ein gewisses Interesse am Austausch besteht. Dennoch sind in Hamburg schätzungsweise nur etwa 5 % der Auslandschweizer*innen Mitglied im Schweizer Verein. Die Zahl derjenigen, die als Nicht-Mitglieder in irgendeiner Form Kontakt zum Verein haben, mag jedoch einiges höher ausfallen. Dies zeigt sich in Berlin und Schleswig-Holstein, wo ich zahlreiche Teilnehmende gefunden habe, die keinen formellen Anschluss an die regionalen Vereine haben.

Sehr viel unklarer ist die Situation bezüglich der Deutschenvereine in der Schweiz. Methodische Herausforderungen, welche ich bereits erwähnte, führen auch hier dazu, dass die Schweizer Seite vermehrt vertreten ist. Im Folgenden illustriere ich daher am Beispiel des Schweizer Vereins »Helvetia« Hamburg und seiner lokalen wie regionalen Verknüpfungen, wie sich die Gemeinschaft der Auslandschweizer*innen in der Hansestadt organisiert – und wie vergleichbare Formen gemeinschaftlicher Organisation auch an anderen Orten aussehen können. Zuvor skizziere ich jedoch kurz die Situation der Deutschenvereine in der Schweiz.

Angesichts dessen, was im vorigen Abschnitt über Beziehungen zur Heimat im Hinblick auf deutsche Selbstkritik gesagt wurde, erstaunt die Existenz von deutschen Vereinen zunächst. Andererseits ist das Gefühl, dass Integration nur langsam vorwärtsgelht und Deutsche aufgrund ihrer Nationalität abgelehnt werden, ein guter Grund, sich in einem Verein zusammenzufinden. Gleichzeitig gibt es ausreichend Teilnehmende, die sich außerhalb dieses Differenzierungsdiskurses positionieren, beiden Gruppen gegenüber positiv eingestellt sind und vermehrt gute Erfahrungen vorweisen können. Für diese kann die Teilnahme an einem Verein eine weitere Möglichkeit darstellen, Netzwerke aufzubauen und die eigene Identität zu pflegen. Aufgrund der Covid-19-Pandemie konnte ich allerdings nicht nur keinen Kontakt zu deutschen Vereinen aufbauen, auch unter den Teilnehmenden fand sich niemand, der Teil eines auf die deutsche Herkunft bezogenen Vereins war.

Viele Vereine für Deutsche in der Schweiz sind erst im Zuge der zugenommenen Migration ab den 2000er-Jahren entstanden. Entsprechend dieser Entwicklungen sind sie mehr auf Auswandernde der letzten Jahrzehnte und auf Fragen des Berufs und der Integration fokussiert (Swiss German Club GmbH 2018; Verein für Deutsche in der Schweiz 2021). Sie übernehmen damit neben dem sozialen Aspekt eine beratende Funktion für Ausgewanderte und Auswanderungswillige. Neben allgemeinen Informationen u. a. zur monatlichen Budgetplanung, der Sprache oder zu Ämtern, bietet ein Integrationsberater des Vereins für Deutsche in der Schweiz auch eine persönliche Beratung an. Eine stärkere Fokussierung auf die wirtschaftlichen und politischen Beziehungen findet man auch bei der deutsch-schweizerischen Gesellschaft Hamburg, neben den sozial-kultu-

rellen gibt es daher in beiden Ländern auch Vereine, welche die berufliche Vernetzung fördern.

Beim Verein für Deutsche in der Schweiz zeigt sich in der Dokumentation vergangener Stammtische eine stärkere Verbindung zum Konsum deutscher Güter. Ein Stammtisch wurde explizit als »mit Currywurst« betitelt; die Seite ist dekoriert mit Fotos einer Currywurst, Schnitzel und Bier (Verein für Deutsche in der Schweiz 2023). Veranstaltungen zum Aufbau und zur Kultivierung sozialer Netzwerke wie auch zur Pflege der heimischen Kultur sind daher durchaus Teil des Repertoires dieser Vereine.

Viele Schweizer Gemeinschaften gehen wiederum auf die ersten großen Migrationsströme Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts zurück. Als solche trugen sie dazu bei, die Schweizer Identität und die Verbindung zur Schweiz den nachfolgenden Generationen weiterzugeben (Piccoli 2020: 356). Die Auslandschweizergemeinschaft ist sehr gut organisiert und bietet der Community viele Dienste an. Die Auslandschweizer-Organisation (ASO) organisiert u. a. kulturelle Bildungsprogramme für Jugendliche und den Auslandschweizer-Kongress, veröffentlicht eine Zeitschrift und bietet individuelle Unterstützung bei sozialen und Rechtsfragen (Piccoli 2020: 349). Neben den Schweizer Vereinen sind weitere Gruppen mit der ASO affiliert, wie z. B. humanitäre Gruppen und wohltätige Stiftungen, Chöre, Sportvereine oder Familienverbände.

Auch der Schweizer Verein »Helvetia« in Hamburg blickt auf eine lange Geschichte zurück. In seiner heutigen Form widmet er sich vor allem dem Austausch und der Pflege der Kultur. Im Mittelpunkt stehen Veranstaltungen und die regelmäßig stattfindenden Stammtische, die Raum für Begegnungen und Gespräche bieten. Da sich viele Teilnehmende seit Jahren dort treffen, stehen Themen wie Gesundheit, Familie oder gemeinsame Aktivitäten im Vordergrund. Auch aktuelle politische und gesellschaftliche Entwicklungen in beiden Ländern sowie Reisen in die Schweiz oder anderswohin sind häufig Thema. Insgesamt handelt es sich um ein geselliges Beisammensein von Menschen, die sich im Laufe der Zeit kennengelernt haben. Mit dem Unterschied, dass die Schweiz dabei häufig als gemeinsamer Bezugspunkt dient.

Der Stammtisch selbst findet in einem Lokal ohne besonderen Schweiz-Bezug statt. Dennoch werden im Rahmen des Stammtisches regelmäßig Veranstaltungen organisiert, bei denen Schweizer Gerichte, allen voran Fondue, im Mittelpunkt stehen. Die Wertschätzung heimischer Kulinarik ist dabei oft mit einer gewissen Melancholie und gemeinsamen Erinnerungen an die Schweiz verbunden. Auch andere Lebensmittel spielen eine Rolle, da sie eng mit kulturellen Praktiken verknüpft sind: So brachte eine Teilnehmerin zu einem Stammtisch im Februar »Fasnachtschüechli« mit, und rund um Ostern veranstaltet der Schweizer Verein in Hamburg das traditionelle »Eiertütschen«⁹. Auf diese Weise finden kulinarische Traditionen ihren festen Platz im Vereinsleben.

Im Juni 2023 fand in Hamburg eine Veranstaltung statt, welche viele Aspekte der Schweizer Gemeinschaft, in Hamburg und darüber hinaus, vereint. Die Schweizer Vereine »Helvetia« Hamburg und Schleswig-Holstein luden zur »270 Jahr Feier« ein. Hier ein Auszug aus meinen Notizen:

9 Fasnachtschüechli sind ein typisches Faschings-/Karnevalsgebäck, während beim Eiertütschen gekochte Eier gegeneinander geschlagen werden, um die Gewinnerin bzw. den Gewinner mit dem intakten Ei zu bestimmen.

Der Hinterhof der *2ten Heimat*, eines Theatersalons im Hamburger Stadtteil Ottensen, ist sofort als Standort der Feier erkennbar; die aufgestellten Pavillons sind mit Girlanden mit Schweizerkreuzen oder Flaggen der Kantone behängt, in den Blumenbeeten stehen weitere Schweizerfahnen, die Tische sind mit rot-karierten Tischdecken belegt, die roten Servietten ergänzen die Tischdekoration und nicht zuletzt stehen mehrere offiziell wirkende Menschen mit roten T-Shirts, Schlüsselanhänger mit roten Bändern und Schweizerkreuzen und Namensschildern auf dem Hof. Im Schutz des ersten Pavillons steht der Käsestand, welcher Käseteller mit Appenzeller, Emmentaler, Greyerzer, Tête de Moine, Gewitterkäse und anderen Käsesorten sowie einem Cornichon und einer Silberzwiebel belegt an Gäste ausgibt. Unter einem weiteren Pavillon wird Eis ausgegeben – Schweizer Eis von Mövenpick. Direkt vor dem Eingang steht das dreirädrige Kaffee-Mobil von Chicco D'Oro, bei dem Espresso und Latte Macchiato serviert werden.

Nachdem ich mein rotes Band empfangen habe, was mich als Gast ausweist, trete ich den Weg ins Innere des Theatersalons an. Auf dem Weg sehe ich viele bekannte Gesichter aus dem Hamburger Schweizer Verein, aber auch einige aus dem Schleswig-Holsteiner Verein. Mitte Juni 2023 findet die 270 Jahr-Feier statt, welche zwei runde Jubiläen der beiden Schweizer Vereine im Norden Deutschlands feiern soll: 130 Jahre Schweizer Verein Schleswig-Holstein und 140 Jahre Schweizer Verein »Helvetia« Hamburg. Die Feier ist eine Gelegenheit zum Austausch für Schweizer*innen im Norden Deutschlands, nicht nur zwischen den beiden Vereinen und ihren Mitgliedern. Die Schweizer Botschaft in Berlin verschickte im April die Einladung an alle im Konsularbezirk gemeldeten Schweizer*innen, damit auch Schweizer*innen ohne Verbindung zum Verein davon erfahren.

Das Innere des Theatersalons ist mit weiteren Ständen ausgestattet, welche diverse Spezialitäten verschiedener Regionen anbieten. Beim Empfang erhält man ein Kreuzworträtsel, dessen Antworten an diversen Posten mit Informationen zur Schweiz, zur Sprache, einzelnen Kantonen und zum politischen und gesellschaftlichen System auffindbar sind. Mein Interesse wird von einem Stand geweckt, der über das Wandern, die Aufrechterhaltung der Wanderstrecken durch zahlreiche Ehrenamtliche und die besten Wanderstrecken in bestimmten Regionen und zu spezifischen Jahreszeiten informiert. Auf einem Tablett werden kleine Stücke Rüeblitorte serviert, über die Feier verteilt gibt es weitere regionale süße Backwaren wie Meitschibe, Biberli, Basler Leckerli, Nuss-Stängeli und Bretzeli – alle Regionen der Schweiz sind kulinarisch vertreten.

Der Botschafter aus Berlin musste kurzfristig absagen, seine minütige Rede wird trotzdem vorgetragen. Sie erzählt von den ersten Schweizer*innen in Deutschland, deren Nationalität aufgrund spezifischer Kompetenzen bis nach dem Zweiten Weltkrieg synonym mit einer Berufszeichnung war; der Melkerin oder dem Melker. Betont wird die Rolle der Schweizer*innen in Deutschland als Repräsentanz der Schweiz und die Rolle der Botschaft für die über 24.000 Schweizer*innen im Konsularbezirk. Zudem gibt es Neuigkeiten zum aktuellen Stand der Schweizer und Deutsch-Schweizer Entwicklungen in Gesellschaft und Politik. Darüber hinaus folgen kaum offizielle Programmpunkte; draußen wird aufgrund des eintretenden Platzregens das musikalische Rahmenprogramm

kurzgehalten und drinnen wird neben der Bekanntgabe der Gewinner*innen des Kreuzworträtsels auch ein Schätzwettbewerb gehalten. Das unschweizerischste an diesem Tag ist der Puppen-Comedian Jörg Jará, seinerseits halb Deutscher und halb Däne, welcher mit Teilen seines Programms »Puppen-Therapie« begeisterte.

Viele Familien mit Senior*innen und Kindern haben sich an einer langen Tafel im Innenraum hingesetzt, amüsieren sich und die Kinder mit Rätseln und Spielen. Einige sind zu zweit oder allein gekommen und suchen den Austausch und neue Kontakte. Bei mehr als einer Gelegenheit kommt nach einigen schweizerdeutschen Sätzen ein etwas verunsichertes: ›*Ich rede jetzt mal Schweizerdeutsch, wenn das ok ist?*‹. Hauptsächlich sind es Partner*innen von Schweizer*innen, die Hochdeutsch sprechen, es gibt aber auch die Kinder der zweiten Generation, welche selbst kein Schweizerdeutsch sprechen. In der Theorie verstehen alle Schweizerdeutsch, in der Praxis wird es doch bei einigen Dialekten schwierig. Ich spreche einen davon – Berndeutsch –, der zwar von Schweizer*innen aufgrund der Schönheit wiederholt hervorgehoben wird, aber eben für deutsche Ohren nicht so einfach verständlich ist. Der Diskurs um die Hierarchisierung Schweizer Dialekte existiert in diesem Raum gleichzeitig mit dem um Schweizerdeutsch als Fremdsprache. Mehrheitlich drehen sich die Gespräche aber um pragmatische Inhalte; es wird Smalltalk betrieben, die Leute lernen sich näher kennen und tauschen Kontaktinformationen aus. Es werden Witze gemacht, viel gelacht und die Besuchenden essen sich fleißig durch das Buffet und die Speisekarte. Nach drei Vorspeisen, bestehend aus Sandwiches mit Bündnerfleisch, Chäschüechli und Bündner Gerstensuppe, sowie einer Hauptspeise mit Älpler Magronen, Kalbsbratwurst und Häröpfelstock folgt als Nachtisch das Toblerone-Mousse und gebrannte Crème. Kurz danach treten die ersten die Heimreise an; gerade aus Schleswig-Holstein angereiste Gäste haben teilweise noch eine längere Heimfahrt vor sich.

Die hier geschilderte Feier ist klischeemäßig schweizerisch – es geht schließlich darum, all das Schweizerische zu feiern und hervorzuheben. Nicht einmal der Nationalfeiertag wird in der Schweiz derart »schweizerisch« gestaltet. Es handelt sich offensichtlich um ein performatives Event, welches aber nicht nur die nationale, sondern auch regionale Identitäten bedient und gleichzeitig die Verbindung zu Deutschland herstellen soll. Die kulinarische und informative Diversität ist ein Zeichen einer gesamtheitlichen Repräsentanz der Schweiz, welche keine Region oder Sprachgruppe vernachlässigen will. In Kombination mit den Informationen zur Schweiz stärkt es gleichzeitig das Wissen über die Schweiz bei Partner*innen oder Kindern von Schweizer Migrant*innen und damit auch deren Beziehung zur Schweiz.

Die Feier vereint fast alle Elemente der Auslandschweizer-Gemeinschaft, welche in Hamburg und Norddeutschland von Belang sind. Von offizieller Seite werden Schweizer*innen in Hamburg und Schleswig-Holstein von der Botschaft in Berlin betreut, welche öfters ihre Präsenz bei größeren Veranstaltungen zeigt. Neben der Botschaft tritt auch das Honorarkonsulat in Hamburg immer wieder bei offiziellen Veranstaltungen des Schweizer Vereins auf. Die Schweizer Vereine agieren sowohl als Veranstalter und Forum für Schweizer Ideen, sie vereinen aber auch Menschen, welche den gegenseitigen Kontakt suchen. Mitglieder des Vereins agierten sowohl als Organisierende als auch

als Helfende und Besuchende. Beim Austausch geht es sowohl um die geteilte Identität und neue Netzwerke als auch um Alltägliches und Smalltalk: es treffen sich alte Bekannte und neue Gesichter. Die *2te Heimat*, welche von einem schweizerisch-deutschen Duo geführt wird, dient für diverse Veranstaltung des Schweizer Vereins als Austragungsort und hat darüber hinaus ihre eigene Funktion als Vermittler der Schweiz in Hamburg. Fast alle aufgeführten Stücke, selbst geschriebene Originale, beschäftigen sich mit der Schweiz. Auslandschweizer*innen erweisen sich als gute Vertreter*innen und gleichzeitig Abnehmer*innen der Marke Schweiz, auch *Swissness* genannt. Entsprechend treten kleine und lokale von Schweizer*innen geführte Geschäfte ebenso als Sponsoren auf wie große Schweizer Marken.

Der Verein und derartige Veranstaltungen bieten Orte, an dem die Schweizer Identität praktiziert werden kann: »*l'installation de micro-sociétés solidaires dans lesquelles l'identité suisse peut se transmettre facilement*« (Leu 2016: 31). Derart performativ sind die Veranstaltungen des Schweizer Vereins in Hamburg üblicherweise nicht, d.h. sie vereinen nur Teile schweizerischen Lebens, so zum Beispiel die Gemeinschaft oder die Sprache. Neben dem Stammtisch organisiert der Verein ungefähr einmal monatlich eine Veranstaltung, welche von Stadtteilführungen und Wandertouren bis zu Fondueabenden und Weihnachtsfeiern alles abdeckt.

Viele Teilnehmende sind als Mitglieder, Organisator*innen von Veranstaltungen oder durch offizielle Positionen mit dem Verein verbunden. Drei Personen nehmen zur Zeit der Forschung jedoch Schlüsselrollen in den Hamburger und Schleswig-Holsteiner Gemeinschaften ein. Michael nimmt als Honorarkonsul eine offizielle Position ein, in welcher er eine Verbindung zwischen der Schweiz und Deutschland herstellt. Das Konsulat in Hamburg leistet seit einigen Jahren keine konsularischen Dienste mehr, Michael wirkt in seiner Position daher meist repräsentativ und dient als offizielle Schnittstelle diverser Interessensvertreter Hamburgs und der Schweiz. Als Privatperson pflegt er wiederum weniger intensive Beziehungen zur Auslandschweizergemeinschaft.

Annemaries Positionen als Präsidentin des Hamburger Schweizer Vereins, der Auslandschweizer-Organisation Deutschland und als Mitglied des Auslandschweizerrates wurden bereits erwähnt. Martin rettete den Schweizer Verein in Schleswig-Holstein vor dem Aus, indem er das Amt des Präsidenten übernahm, alte Strukturen erneuerte und mit anderen aktiven Mitgliedern wieder Veranstaltungen organisierte. Von 2021 bis 2025 ist er Teil des Auslandschweizerates und damit noch weiter involviert mit der Heimat. Annemarie und Martin dienen als Informationsquelle und Schnittstelle zwischen der Schweiz, Deutschland und der Gemeinschaft der Auslandschweizer*innen. Als Funktionspersonen sind sie vermehrt in institutionalisierte und politische Vorgänge involviert. Beide repräsentieren die Schweiz in ihren Rollen nach außen und wirken damit als »*public foreigners*« (Glick Schiller et al. 2004: 37–40); sie nutzen die kulturelle Differenz, um die gesellschaftliche Teilhabe zu fördern. Die Intensität, mit der sie die Verbindung zum Heimatland leben, ist jedoch unter den Teilnehmenden unüblich.

Trotzdem scheinen Vereine dieser Gemeinschaften natürliche Anknüpfungspunkte für sehr diverse Migrant*innen darzustellen. Deutsche Vereine könn(ten) ähnliche Funktionen an der Schnittstelle von Netzwerken und gelebter Identität übernehmen. Im deutschen Sample waren jedoch keine Mitglieder deutscher Vereine vorhanden, weswegen diese Perspektive fehlt. Jedenfalls scheint die Teilnahme am Schweizer Verein für in

der Schweiz Aufgewachsene unproblematischer. Auch Nicht-Mitglieder argumentieren eher mit Desinteresse als mit einer negativen Wahrnehmung der eigenen Gruppe. Letzteres wirkte in den Narrativen der deutschen Teilnehmenden prominenter.

8.5 Identität zwischen erster und zweiter Heimat

Ich bin Bayer. Ich bin eindeutig Bayer. [...] Ich bin Bayer, der in der Schweiz lebt und das bleibt auch so und ist ganz lustig. Damit bin ich zufrieden, es gibt da jetzt nichts Höheres, also ich muss jetzt keinen Pass haben. Mein anderer Pass, der liegt im Auto, und wenn ich ihn brauche, ob der jetzt rot, blau, grün oder sonst was ist, das ist mir Wurst. Auf der anderen Seite bin ich Erdenbürger und dass ich da in Regensburg geboren bin, das ist purer Zufall. [...] Wie erwähnt, ich habe zwei Heimaten, ich fahre genauso gern nach Regensburg wie hier nach Winterthur, Zürich, die Gegend (Richard, 53/DE).

Die nationale Identität wird oft erst sichtbar, wenn Menschen ihre eigenen Staatsgrenzen überschreiten und plötzlich nicht mehr Teil einer Mehrheit sind. Entsprechend wird die nationale Identität oft nicht reflektiert, bis man im Ausland mit dieser konfrontiert wird. Letzteres geht wiederum einher mit einer Reduzierung auf die nationale Identität und damit verbundener angenommener Eigenschaften (Camenisch/Müller 2019: 25–26). Als transnationale Migrant*innen schaffen die Teilnehmenden meiner Studie eine Verbindung zwischen dem Heimat- und dem Zielland, deren Wechselwirkung und Auswirkungen auf die Identität es auszuhandeln gilt: »*Migrating transnationally, however, is generally seen as one of the most dramatic identity alterations in the consistent fluctuation of ›home‹ and personal identity*« (Van Houtum/van Naerssen 2002: 132). Dies zeigt sich auch über die vermeintlich geringe Distanz zwischen der Schweiz und Deutschland, wo Differenzen in der Wahrnehmung und Aushandlung nationaler Identität deutlich werden.

Die Wechselwirkung zwischen Heimat- und Zielland steht im Konflikt zu früheren oft politisch motivierten Sichtweisen von Integration als Assimilation. Alba (2005, 2008: 41) nutzt die Begriffe des »*boundary crossing*« und »*boundary blurring*«, um unterschiedliche Arten der Integration bzw. Assimilation zu beschreiben. Ersteres ist die klassische Art der Assimilation, bei der die Zugehörigkeit zum Heimatland abgelegt wird, was mit der Entfremdung zur eigenen Kultur und deren Mitgliedern einhergeht. Zweiteres entspricht eher dem neueren Transnationalismus-Paradigma, bei welchem Migrant*innen keinen Bruch mit der Heimat erleben, sondern durch gegenseitige Verflechtungen gleichzeitig Teil beider Welten werden (Darieva 2007: 81). Entsprechend fühlen sich Migrant*innen nicht gedrängt, sich zwischen der eigenen und der neuen Kultur und Identität zu entscheiden. »*In a free, peaceful, and democratic world it is possible to have two or even three overlapping national identities. [...] Double identity, double citizenship need not lead to split personalities, to tensions at the individual or the community level*« (Hieronymi 2008: 17–18). Die Grenzen zwischen beiden Teilen sind nicht genau definiert und wandelbar. Dieses Konzept passt besser zur individuellen Aushandlung von Zugehörigkeit der Teilnehmenden, auch wenn die Migrations- und Integrationspolitik der Staaten dies teilweise nicht widerspiegelt. Dies zeigt sich deutlich bei dem Verbot bzw. der Beschränkung von Mehrstaatlichkeit.

Grundsätzlich ist es wichtig, die Identität nicht auf ein singuläres, fremddefiniertes Konzept zu reduzieren, was auch beim Eingangszitat deutlich wird. Sen (2020: 20–22) weist darauf hin, dass Menschen sich jenseits von Migration immer als Teil diverser Gruppen identifizieren: Geschlecht, Herkunft, Beruf, Klasse, Interessen und Vorlieben stehen zusätzlich zur Staatsangehörigkeit bzw. Nationalität in einer Wechselwirkung. Hinzu kommt der Unterschied der Selbst- und der Fremdwahrnehmung: Auch wenn die Fremdwahrnehmung eine bestimmte Identität vorgibt, können Menschen letztlich selbst entscheiden, wie bedeutend dieser Aspekt für die Selbstwahrnehmung ist (Sen 2020: 20).

In der Schweiz und in Deutschland sind unterschiedliche Diskurse zu den Themen nationale Zugehörigkeit und Staatsbürgerschaft relevant. Während in der Schweiz die unterschiedlichen Sprachregionen und der Versuch, diese zu vereinen, im Fokus stehen, geht der Konflikt in Deutschland auf den zweiten Weltkrieg und den daraus folgenden negativen Assoziationen mit Konzepten der Nation zurück. Zwar steht der deutsche Nationalstaat im engen Zusammenhang mit der Ethnizität (Hjerm 1998: 336); Konzepte von Nationalität, nationaler Identität, Patriotismus oder Nationalstolz sind in Deutschland heutzutage aber kontestiert und werden oft als Kategorien der Selbstwahrnehmung abgelehnt. Während eine deutsche Sozialisierung als Grundlage für Denkmuster akzeptiert wird, wird die eigene Identifikation mit dem Nationalstaat kritischer gesehen.

In der Schweiz hingegen wurden positive verstärkende Identitätspolitikern seit langer Zeit gefördert, um eine nationale Identität über die regionalen Sprach- und Kultur­grenzen hinaus zu schaffen. Die Schweiz definiert sich als »Willensnation«, was u. a. daraus hervorgeht, dass jegliche anderen Kategorisierungen nicht funktionieren: »*Bereits bei der Schaffung des Bundesstaats im Jahr 1848 erwies es sich als unmöglich, die nationale Identität auf Sprache, Kultur, Religion oder Ethnizität zu stützen*« (Currell et al. 2004: 319). Ein wichtiges Element der Schweizer Identitätspolitik ist die »Geistige Landesverteidigung«, welche in den 1930ern aufkam, im Zuge des Zweiten Weltkrieges weiter an Bedeutung gewann und teilweise bis heute – vermehrt von rechten Parteien – in Diskursen verwendet wird. Sie diene grundsätzlich der Stärkung schweizerischer Werte und dem Schutz des demokratischen Rechtsstaates gegen kommunistische, faschistische und nationalsozialistische Ideologien (Jorio 2006).

Während in den 1970er-Jahren vermehrt negative Deutungen aufkamen, welche die »Geistige Landesverteidigung« mit Nationalismus und Rechtsextremismus in Verbindung brachten, hat sich die Kritik seither wieder relativiert. Bei jüngeren Generationen finden sich wieder mehr Menschen, welche Nationalstolz unabhängig von politischen Ideologien als positiv wahrnehmen (Swissinfo 2004). Den Patriotismus nehmen aus Deutschland Zugezogene in der Schweiz ebenfalls wahr, erstaunlicherweise sehen sie diesen oft weniger kritisch als das Pendant in Deutschland: »*Was wir ganz toll finden, ist, dass man in der Schweiz einen gewissen Nationalstolz hat, das hat man in Deutschland nicht*« (Sophie, 31/DE). Mehrere Teilnehmende sehen in der Geschichte den Grund und gleichzeitig den Beweis dafür, dass Patriotismus in Deutschland nicht funktionieren kann: »*Die Deutschen können nicht mit Patriotismus umgehen*« (Paul, 53/DE). Patriotismus gleite in Deutschland sofort in Nationalismus als Form von Extremismus ab und könne nicht als normaler Teil der Gesellschaft existieren, wie dies in der Schweiz der Fall sei.

Hjerm (1998) konstatiert, dass Nationalstolz bzw. Patriotismus im Gegenteil zu Nationalismus keine Ideologie darstellt: Während Nationalstolz sich auf individuelle Gefühle von Stolz gegenüber dem Nationalstaat bezieht, vereint der Nationalismus diese Gefühle mit einer Ideologie der Einheit unter den Mitgliedern der Gesellschaft. Nationalstolz sollte daher, im Gegensatz zu Nationalismus, nicht grundsätzlich als negativ bewertet werden. Nationalstolz kann einerseits auf eine politische oder eine national-kulturelle Dimension zurückgehen. Die politische Dimension beinhaltet den Stolz auf die Demokratie, den politischen und wirtschaftlichen Einfluss in der Welt, das Sozialsystem sowie die Gleichberechtigung verschiedener Gruppen innerhalb des Landes. Die national-kulturelle Dimension beinhaltet sportliche, wissenschaftliche und literarische Errungenschaften sowie die Geschichte und das Militär. Während ein national-kultureller Nationalstolz z.B. mit erhöhter Xenophobie einher geht, gilt für den politischen Nationalstolz die gegenteilige Korrelation (Hjerm 1998: 343–344).

Die »Geistige Landesverteidigung« versuchte eine Ideologie der Einheit ihrer Bürger*innen, und damit einen Nationalismus, zu stärken. Heute dominiert jedoch ein politischer Nationalstolz, welcher mit einem bürgerlichen Verständnis des Staates einhergeht. Politische Stabilität, Demokratie, (soziale) Sicherheit und Lebensqualität waren in neuerer Zeit die meistgeschätzten Aspekte der Schweiz (Swissinfo 2004), welche alle unter die politische Dimension von Nationalstolz fallen. Ein national-kultureller Nationalstolz und nationalistische Bewegungen sind in gewissen Kreisen vorhanden; die politische Dimension führt jedoch dazu, dass Nationalstolz in nahezu allen demographischen Gruppen spürbar ist. Entsprechend sind auch 77 % der Schweizer*innen stolz darauf, Schweizer*in zu sein (Credit Suisse 2022: 9).

Deutsche sind zu 83 % und aus sehr ähnlichen Gründen stolz, deutsch zu sein: der soziale Frieden, die demokratische Ordnung und die Wirtschaftskraft sind die drei meistgenannten Eigenschaften. Der hohe – und steigende – Prozentsatz und die meistgenannten Eigenschaften zeigen auch hier, dass politischer Nationalstolz gesellschaftlich durchaus verbreitet ist (Graw 2009; Statista 2009). Trotzdem wird Nationalstolz in öffentlichen Debatten oft negativ dargestellt und mit nationalistischen Tendenzen gleichgesetzt. Ich möchte hier für eine nuanciertere Darstellung von Nationalstolz argumentieren, welche den Teilnehmenden Platz lässt, ihre eigene Identität und die Errungenschaften ihres Heimatlandes wertzuschätzen, ohne pauschal eine politische Motivation zugrunde zu legen.

Wie gezeigt, werden Migrant*innen oft auf ihre nationale Identität reduziert und wiederholt mit diesem vorher als selbstverständlich gesehenen Aspekt ihrer Identität konfrontiert. Entsprechend zentral werden nationale Identitätsdiskurse bei den Teilnehmenden. An diesem Punkt gilt es, an das Konzept des »*narcissism of minor difference*« (Theiler 2004: 648) zu erinnern: geringe kulturelle Unterschiede führen zu unsicheren Grenzen, welche in einem Prozess der Selbstdifferenzierung ausgehandelt werden müssen. Die Auswirkungen dessen sind in der Schweiz stärker vorhanden, da die verstärkte Immigration aus Deutschland als kulturelles Zentrum (vgl. den Abschnitt 6.4. zu Sprache) und größtes, bevölkerungsstärkstes deutschsprachiges Land als kulturelle »Gefahr« betrachtet wird.

Wie sich historische und (identitäts-)politische Entwicklungen auf die Identität ausgewirkt haben und wie diese konkret wahrgenommen und dargestellt werden, zeige ich

in den folgenden Abschnitten. Erst gehe ich Konzeptionen und Identitäten nach, welche mit der Staatsbürgerschaft und Nationalität einhergehen, bevor ich mich in einem weiteren Teil Identitäten abseits dessen widme. Es soll jedoch nicht der Eindruck erweckt werden, dass diese Identitäten in Konkurrenz stehen: nationale, regionale und globale Identitäten können gleichzeitig vorhanden sein und gepflegt werden.

8.5.1 Identität, Anpassung, Integration, und Assimilation: Aushandlungen im Alltag

Im Alltag ist manchmal ein bisschen die Frage, eben, muss man sich komplett in der neuen Identität [einfinden], oder kann man auch sagen: nein, ein paar Sachen, finde ich, vom anderen, das schadet gar nicht, wenn man da ein bisschen von dem [behält] (Susann, 49/CH).

Abseits wissenschaftlicher oder politischer Diskurse reflektieren auch die Teilnehmenden meiner Studie Fragen von Anpassung und Zugehörigkeit. Immer wieder steht dabei das Thema Integration im Mittelpunkt – ein Konzept, das nicht nur normativ aufgeladen, sondern auch emotional und symbolisch stark besetzt ist. Besonders für Deutsche in der Schweiz ist es eng mit Identitätsfragen verknüpft, während Schweizer*innen in Deutschland weniger mit entsprechenden Erwartungen oder migrationspolitischen Zuschreibungen konfrontiert werden. Die meisten Teilnehmenden sind sich einig, dass eine Anpassung, wenn, dann hauptsächlich in eine Richtung stattfinden sollte: von Migrant*innen an das Zielland. »Das findet ja in allen Ländern statt, dass man sagt, ja, da kommt jetzt ein Einwanderer, der nachher erwartet, dass man sich für ihn jetzt anpasst. Und ich glaube, die Situation darf nicht sein« (Lilli, 31/DE). Gleichzeitig wirft dies die grundsätzliche Frage auf, wie viel Integration erwartet wird – und wer darüber bestimmt, wann sie als gelungen gilt.

Für die Teilnehmenden ist Integration oft ein Balanceakt zwischen Identitätsbewahrung und Assimilation. Einige Teilnehmende wehren sich mehr oder weniger vehement gegen eine Anpassung, da sie der Meinung sind, dass eine Anpassung der Sprache oder der Mentalität eine Änderung ihrer Persönlichkeit darstellt. Für Jonas war dies ein gewichtiges Argument mit seinem Partner nicht zurück in die Schweiz zu ziehen, sondern in Deutschland heimisch zu bleiben: »Mein Gefühl ist, er hätte sich vermutlich etwas mehr verbiegen müssen in Richtung Schweiz. Er hat da, glaube ich, einen zu starken deutschen Charakter, um das so – er hätte einiges von sich aufgeben müssen, an Persönlichkeit, um sich so anzupassen. [...] Ich glaube, er wäre bei uns einfach nicht glücklich geworden« (Jonas, 53/CH). Durch Jonas' Argument wird der Fokus zudem von einer reinen Abwehrhaltung zu der tieferliegenden Frage des Glücklichen bzw. -werdens verschoben.

Während die Anpassung für manche eine Änderung der Persönlichkeit beinhaltete, sahen andere eher diverse situationsabhängige Rollen, die sie tagtäglich einnehmen:

Ich bin immer noch laut, ich bin immer noch *touchy*, und ich bin immer noch das, aber ich habe gelernt, es gibt so ein Maß, was ein fremder Schweizer verträgt oder nicht, weißt du? Ich habe jetzt einfach dosiert, wann ich wie bin. Also bei fremden Leuten nehme ich mich einfach ein wenig mehr zurück, damit ich sie nicht erschrecke und bei meinen Freunden bin ich genau gleich wie vorher auch in Deutschland (Sarah, 40/DE).

Das eigene Selbstbild und die Selbstwahrnehmung ist daher ein wichtiger Teil dessen, wie Teilnehmende im Zielland interagieren. Sarah passt sich situationsabhängig an, sieht sich aber in jedem Fall weiterhin als sie selbst – subjektiv sieht sie keine Änderung ihrer Persönlichkeit.

Das Thema Integration kommt aber auch mit einer gefühlten Erwartungshaltung des Ziellandes, welche oftmals zusätzlichen Widerstand und auch Verwirrung auslöst.

Da wird dann ein Buch geschrieben, was sich super verkauft und das nennt sich »Grüezi Wendehälse¹⁰«, ja, also so soll man nicht sein. Ja, also man soll auf keinen Fall so tun, als wäre man jetzt selbst schon Schweizer. Man sollte besser [...] den Dialekt sein lassen und dann gleichzeitig ist man eigentlich auch immer außen vor, wenn man all das nicht kann und macht. Also es gibt keinen Weg rein in die Gesellschaft, das war so mein Eindruck (Ida, 50/DE).

Das Zitat verdeutlicht die widersprüchliche Erwartung, sich einerseits zu integrieren und »schweizerisch« zu werden, während zugleich eine deutliche Grenze gezogen wird, die Zugezogene davon ausschließt, tatsächlich als Schweizer*innen anerkannt zu werden.

In der Erwartungshaltung steckt auch die Idee, dass der »Gast« dankbar sein sollte für die Möglichkeit, im Land aufgenommen zu werden: »*Dass man wirklich entsprechend vom Gefühl her instrumentalisiert wird, die geforderte Dankbarkeit zu zollen hat im Hinblick auf »du kannst ja froh sein, dass du hier arbeiten darfst«, das wurde dir schon sehr offen kommuniziert, die Erwartungshaltung*« (Stefan, 52/DE). Die Rede vom Gast verdeutlicht, wie stark Zugehörigkeit moralisch gerahmt ist: Wer »zu Gast« ist, soll sich anpassen, dankbar zeigen und darf dennoch nicht vollständig dazugehören. Die Vorstellung, als »Gast« im Zielland zu leben, prägt auch die Selbstwahrnehmung vieler Teilnehmender. Für manche bleibt dieser Status unveränderlich, unabhängig von eigenen Integrationsbemühungen oder der Aufenthaltsdauer: »*Für mich, vom Gefühl her: Ich bin Gast und bleibe Gast und werde vermutlich auch immer Gast bleiben, egal wie sehr ich mich integriere hier*« (Mario, 44/CH).

Der Begriff der Anpassung lässt allerdings auch Spielraum zur Interpretation. Entsprechend zeigt sich in den Erzählungen keine einheitliche Strategie, wie Anpassung gelingen kann: Was für die eine Person funktioniert, muss nicht für alle gelten – und was für die eine als tragbar empfunden wird, kann für die nächste bereits zu weit gehen. Karl stellt in diesem Spektrum ein Extrembeispiel dar, welches damit auch die Grenzen von Anpassung aufzeigt.

Karl war zum Zeitpunkt des Interviews auf Arbeitssuche und entschied sich bewusst, sich nicht arbeitslos zu melden:

Ich habe relativ früh verstanden, dass es in der Schweiz nicht so wie in Deutschland ist, wenn ich nichts hab, dann hol ich mir das Geld vom Staat. Dass es hier anders funktioniert, das habe ich von Anfang an respektiert. Das war mir auch wichtig, weil ich gesagt habe, ich bin hier zu Gast und als Gast will ich mich so verhalten, dass die Gastgeber sich mit dem Gast wohlfühlen. Wenn die halt andere Regeln haben, oder schärfere Regeln haben, halte ich mich daran (Karl, 56/DE).

10 Wahrscheinlich ist das Buch »Grüezi Gummihälse« (Ziauddin 2010) gemeint.

Karl befand sich in 16 Jahren zweimal in dieser Situation und entschied sich beide Male gleich. Er war jedoch beruflich und finanziell so erfolgreich, dass er die Konsequenzen dieser Entscheidung über mehrere Monate tragen konnte. Nötig gewesen wäre es nicht: Die Schweiz besitzt genauso wie Deutschland ein Sozialsystem, das Arbeitslosengeld gewährt (vgl. Abschnitt 6.3.6.). Karl bezieht sich hier also nicht auf gesetzliche Regelungen, sondern auf gesellschaftliche Normen. Ich habe bereits mehrere Teilnehmende vorgestellt, die lieber migriert sind, als von staatlicher Hilfe abhängig zu sein. In einem liberalen Staat wie der Schweiz sind Arbeit und finanzieller Erfolg sehr wichtig, und Arbeitslosigkeit sowie Fehlschläge werden gesellschaftlich tabuisiert. Bei Karl werden diese Normen noch verstärkt, da er großen Wert darauf legt, sich den sozialen Konventionen der Schweiz anzupassen und für sein »Gastland« keine Bürde zu sein. Bis zu einem gewissen Grad scheint es, als hätte Karl die Argumentation vieler Migrationsgegner*innen verinnerlicht. Insbesondere die eigene Benutzung der Worte »Gast« und »Gastland« auch nach 16 Jahren Aufenthalt in der Schweiz verdeutlicht Karls Selbstwahrnehmung als Nicht-Zugehöriger, unabhängig vom Fremdbild.

Reihl (2009) geht in seinem Ratgeber für Deutsche in der Schweiz noch einen Schritt weiter:

Wer mit Kindern in die Schweiz kommt, sollte den Bibabutze-Mann vergessen, statt dessen geht die »Chatz uf Walliselle« und statt des Nikolaus kommt der Samichlaus mit dem Schmutzli am 6. Dezember in die Wohnungen. Zu einer erfolgreichen Integration gehört, diese Kinderlieder, Kindergedichte und Bräuche der Schweiz zu kennen, und die eigenen Kinder nicht immer wieder mit den deutschen Ausdrücken zu verwirren (ebd.: 81).

Reihl plädiert damit für eine Assimilation und gar für eine Ablehnung der Herkunftskultur und -bräuche. Reihls Definition von Integration geht für die meisten Teilnehmenden beider Gruppen zu weit. Auch Karls Einschätzung stellt eine Extremposition dar, welche sich kaum bei anderen Teilnehmenden wiederfindet.

Susann hat beispielweise für sich entschieden, dass Anpassung auch zu weit gehen kann. Sie hatte bereits als Kind eine Affinität für Deutschland und spricht als eine der wenigen Schweizer Teilnehmenden ohne Akzent Hochdeutsch. Das führt auch dazu, dass sie in Deutschland nicht automatisch als Schweizerin erkannt wird. Zu weit ging es für Susann, als sie in Berlin eines morgens um halb fünf einen Taxifahrer statt mit einer Begrüßung mit einer Beschwerde empfing, da dieser aufgrund eines Baukranes nicht direkt vor der Haustür hielt. Nach 16 Jahren hatten sich aus ihrer Sicht gewisse typische berlinerische Gewohnheiten eingeschlichen, die Susann erst in einem Negativbeispiel bewusst geworden waren:

Du bist nicht freundlich, du musst zuerst bellen, sonst kriegst du nochmal aufs Dach, das ist einfach die Haltung. Und da habe ich gemerkt, das habe ich mir jetzt offenbar angewöhnt und das finde ich eigentlich schlecht, weil das entspricht nicht meiner Vorstellung. Ich find's schon gut, dass man auch ruppig sein kann, und dass man auch schnell sagen kann, was ist, aber ich finde nicht, dass man jetzt übermäßig viel schlechte Laune verbreiten muss. Das ist nicht nötig. [...] Das ist jetzt Überanpassung (Susann, 49/CH).

Nicht zuletzt gibt es Teilnehmende, welche das Thema Integration mit großem Selbstvertrauen aufgreifen. Neben den Aspekten der Anpassung äußern viele Interviewte zu recht die Meinung, dass sie nicht als bittende Gäste in das Zielland gekommen sind, sondern als gefragte Arbeitskräfte und aufgeklärte Menschen. Insbesondere Deutsche in der Schweiz verringern oft den Arbeitskräftemangel, welche die Schweizer Wirtschaft allein nicht zu beheben vermag. Sie erfüllen damit alle Voraussetzungen eines »guten Gastes«, indem sie eine feste Arbeitsstelle, eine gute Qualifikation und finanzielle Unabhängigkeit mit sich bringen. Ein ähnliches Narrativ der Distinktion gegenüber anderen Migrant*innen wurde bereits in Abschnitt 6.5.4. zum »Umgang mit dem Fremden« deutlich. Das eigene Verständnis als gesuchte Arbeitskraft muss jedoch nicht zwingendermaßen mit einer Abwertung anderer Gruppen einhergehen.

Bei Schweizer*innen in Deutschland kommt wieder das positive Stereotyp ins Spiel, welches oftmals dazu führt, dass sie die »besten« Gäste sind, wenn sie als solche zu erkennen sind. *»Je weiter weg von der Schweizer Grenze man in Deutschland kommt, desto höher ist die Reputation, ein besseres Ansehen bis zur Übersteigerung, welche man als Schweizer erhält«* (Thomas, 62/CH). Diese Aussage bestätigen auch andere Teilnehmende, welche bei alltäglichen Gesprächen oder bei Bewerbungsgesprächen positive Reaktionen auf ihre Nationalität erkennen. Sie werden implizit dazu ermutigt, ihren Dialekt beizubehalten und sich nicht anzupassen.

Ich komme vielleicht als Exot weiter, als wenn ich mich komplett als Hamburger, also weißt du, wenn das jetzt mein Ziel wäre zu verschmelzen mit dem Hamburgischen. Ich komme weiter und habe überhaupt keinen Abbruch an Akzeptanz oder irgendwie, wenn ich Bernerin bin (Annemarie, 37/CH).

Thomas wurde zusätzlich für seine gesellschaftliche Funktion geschätzt, indem er seine Expertise in den öffentlichen Diskurs einbrachte, wo er insbesondere durch seinen Status als Ausländer und als Schweizer ernst genommen wurde. Thomas wurde kurz nach 1989 als Professor nach Hamburg berufen. Er brachte sich fortan aktiv in die damaligen Diskussionen mit ein u. a. beim Thema Wiedervereinigung:

Gerade im Norden oder eben gerade damals in Ostdeutschland waren die Leute durchaus interessiert, wie das ein neutraler Dritter sieht, der von außen kommt. Gerade der Konflikt »Besserwessi« gegen, sagen wir mal »Ossi« und die Frage, ob das mehr oder weniger eine unfreundliche Übernahme oder wirklich eine Wiedervereinigung auf Augenhöhe ist [...], da war ich schon sehr gefragt und wurde sehr ernst genommen mit meinem Urteil, meinen Ansichten, Vorschlägen und Meinungen, gerade aus ostdeutscher Sicht. [...] Ich denke, das hängt durchaus mit meinem neutralen Blick von außen zusammen, dass ich nicht per se als Westdeutscher, bei dem seine eigenen Interessen oder die westdeutschen Interessen im Vordergrund stehen, gesehen wurde (Thomas, 62/CH).

Thomas beteiligt sich bis heute aktiv am öffentlichen Diskurs zu diversen Themen; der Standpunkt, von welchem er seine Aussagen macht, hat sich jedoch geändert. Thomas besitzt die doppelte Staatsbürgerschaft und vereint auch in seiner Arbeit oft seine Erfahrungen und Expertise in beiden Ländern. Insbesondere bei internationalen Konfe-

renzen sieht er sich als Vertreter der Universität Hamburg mittlerweile jedoch eher als Deutscher denn als Schweizer. Dies macht deutlich, dass soziale und gesellschaftliche Akzeptanz nicht notwendigerweise das Ende von (selbstgewählten) Integrationsprozessen markiert.

Grundsätzlich haben die Ausführungen in diesem Abschnitt die differenten Positionen dargestellt, ob und inwiefern sich Schweizer*innen und Deutsche im Nachbarland anpassen wollen und sollen. Darüber hinaus kommt das Selbstverständnis als Außenseiter*in, Gast oder als selbstbewusster Teil der Gesellschaft als wichtiger Aspekt von Zugehörigkeit zum Vorschein. Auch die Frage, ob man als Gast mit entsprechenden Rechten in ein Land kommt oder bereits durch die Anwesenheit ein Teil der Gesellschaft ist, wird relevant. Auch hier zeigt sich wieder die Dichotomie, dass gerade (sprachlich) unangepasste Schweizer*innen von ihrem positiven Ruf profitieren und trotzdem als gute Gäste gelten. Andererseits leiden Deutsche – wenn überhaupt – unter dem schlechten Ruf und werden eher zu Außenseiter*innen gemacht.

8.5.2 Nationale Kategorien der Zugehörigkeit

Ich glaube auch wenn du in China lebst, bist du doch nie Chinese? (Joel, 38/CH).

Auch, wenn es in der Identität und der Identitätsbildung zwischen deutschen und Schweizer Teilnehmenden signifikante Unterschiede gibt, ähneln sich die Narrative bezüglich der Einbürgerung bzw. dem Wechsel der nationalen Identität sehr¹¹. Bei der Einbürgerung zeigt sich deutlich die Trennung zwischen rechtlicher Staatsbürgerschaft und sozialer Zugehörigkeit – eine Unterscheidung, die in Mediendiskursen und auch unter den Teilnehmenden oft nicht vorgenommen wird: »In der Schweiz bleibt ein Basler ein Basler, ein Zürcher ein Zürcher und ein Ausländer ein Ausländer. Selbst die Ausländer, die nach mindestens 12 Jahren Aufenthalt im selben Kanton das schweizerische Bürgerrecht erwerben können und dann auch erwerben, sind noch lange keine echten Schweizer« (Reihl 2009: 152). Eine Staatsbürgerschaft hat im Grunde wenig Aussagekraft in Bezug auf die gefühlte Zugehörigkeit. Bei einer Einbürgerung wird die bisherige soziale oder nationale Identität einer Person nicht einfach ausgelöscht. Ebenso entsteht durch den Erwerb der Staatsbürgerschaft keine automatische emotionale Verbundenheit (Conte 2002: 70). Die Einbürgerung veranschaulicht jedoch, wie Vorstellungen nationaler Zugehörigkeit verhandelt und reproduziert werden.

Die Vorstellung einer eindeutigen Verbindung zwischen rechtlichem Status und Zugehörigkeitsgefühl knüpft an ein älteres Verständnis von Staatsbürger*innen als loyale Bewohner*innen eines Landes an: »Nation-states rely on the illusion of a loyal citizenry whose sense of belonging to the nation is uncomplicated and total« (Riggan 2011: 134). Daraus speisen sich auch viele Argumentationen, die Kategorien wie »deutsch« und »schweizerisch« als selbstverständlich und unveränderlich begreifen. Diese korrespondieren mit einem ethnokulturellen Verständnis von Staatsbürgerschaft (Maier 2021: 13–14).

11 Die rechtlichen Aspekte und die Praxis der Einbürgerung im jeweiligen Staat wurden in Kapitel 2 zum Forschungsstand erörtert.

In den meisten Fällen fließen verschiedene Überlegungen in die Entscheidung für oder gegen eine Einbürgerung ein. Diese lassen sich grob in politisch-formale und ethnokulturelle Argumente unterteilen. Ersteres korrespondiert mit der Maxime des Verantwortung tragenden, für sich und andere handelnden Individuums (die von aktiven und liberalen Demokrat*innen und Kosmopolit*innen favorisiert werden), während letzteres auf einem kulturellen Verständnis von Staatsbürgerschaft beruht (also einer ethnokulturellen Auffassung), in der Zugehörigkeit über gemeinsame Werte, Sprache oder Herkunft definiert wird. Entsprechend unterscheiden sich auch die Begründungen: Bei den politisch-formalen Erwägungen stehen rechtliche Sicherheit und politische Partizipation im Vordergrund, während die ethnokulturellen Argumente stärker auf emotionale Aspekte und Fragen der sozialen Integration verweisen. Zugleich schließen sich diese beiden Perspektiven nicht aus, sondern überlagern sich in den Diskursen der Teilnehmenden häufig. Nach einer kurzen Einordnung der Teilnehmenden und der Möglichkeit der Einbürgerung betrachte ich, wie sich diese emotionalen und formalen Auffassungen von Zugehörigkeit in den Einbürgerungsdiskursen der Teilnehmenden manifestieren.

Fast alle Teilnehmenden meiner Studie besitzen lediglich die Staatsbürgerschaft des Heimatlandes, auch wenn etwas mehr als die Hälfte die Voraussetzungen für eine Einbürgerung erfüllen würden. Wenngleich die Schweiz nicht Mitglied der Europäischen Union ist, passt dieser Befund zu einer generell niedrigen Einbürgerungsrate innerhalb der EU: *»In 2012, only 11 % of those adopting a new EU citizenship were citizens of another member state«* (Castro-Martin/Cortina 2015: 114). Gerade aufgrund der Unterscheidung zwischen EU- und Nicht-EU-Staaten ist es jedoch interessant, die Narrative rund um den nationalen Pass und den EU-Pass sowie deren Relevanz für die Teilnehmenden näher zu betrachten.

Von insgesamt 68 Teilnehmenden besitzen sechs eine doppelte Staatsbürgerschaft. In Deutschland haben sich Thomas und Klara einbürgern lassen, in der Schweiz Frederike, Tessa, Amalia und Eric. Hinzu kommen drei Ausnahmen: Stefan besitzt als geborener Deutscher die doppelte Staatsbürgerschaft, wohnt mittlerweile aber wieder in Deutschland; Joachim, der in Deutschland geboren wurde, aber im Alter als Schweizer nach Deutschland ausgewandert ist; sowie Rosa, die als geborene Deutsche die alleinige Schweizer Staatsbürgerschaft besitzt. Als Rosa und Joachim die Schweizer Staatsbürgerschaft erlangten, war eine doppelte Staatsbürgerschaft von deutscher Seite untersagt.

Das Verbot einer Mehrstaatlichkeit stellte gerade für ältere Personen eines der größten Hindernisse bei einer Einbürgerung dar: *»Es war ja lange so, dass Deutschland keinen zweiten Pass erlaubt hat. Von der Schweiz aus wäre es gegangen. Ich hätte den deutschen beantragt, wenn ich den Schweizer [Pass] hätte behalten können«* (Ursula, 65/CH). Andere Teilnehmende bestätigen Ursulas Einschätzung, Mehrstaatlichkeit ist jedoch heute erlaubt:

Eine Ausnahme besteht, wenn ein Deutscher die Staatsangehörigkeit eines anderen Mitgliedstaates der Europäischen Union oder der Schweiz annimmt (§25 Abs. 1 Satz 2 StAG) oder wenn bei der Einbürgerung eines Ausländers Gründe für eine Hinnahme von Mehrstaatigkeit gemäß §12 StAG vorliegen (Bundesverwaltungsamt 2014 mit Bezug auf das Staatsangehörigkeitsgesetz).

Die erstgenannte Ausnahme gilt in beide Richtungen, d.h. Teilnehmende beider Gruppen können heute beide Staatsbürgerschaften besitzen. Als das Gesetz geändert wurde, hatte Ursula ihren Status allerdings akzeptiert und fand darüber hinaus andere Gründe gegen die Einbürgerung.

Dies führt mich zu den Narrativen für und gegen eine Einbürgerung, beginnend mit den ethno-kulturellen Aspekten. Diese Perspektive zeichnet sich durch eine enge Verknüpfung von (ethnischer) Zugehörigkeit und nationaler Identität aus. Auch wenn die Zugehörigkeit zum Staat heute nicht mehr als absolut gilt, bestehen weiterhin starke Bezüge zwischen beiden. Häufig wird diese Verbindung über Sozialisationsprozesse hergestellt: Sie kann essentialisierende Zugehörigkeitskategorien zwar aufweichen, beispielweise bei im Land geborenen Migrant*innen, ermöglicht jedoch keinen Wechsel in andere nationale Zugehörigkeiten: »Schweizer bleibe ich ja trotzdem immer. Diesen Sicherheitsbedarf, das Pünktliche, das habe ich ja in mir und das gefällt mir auch diese Eigenschaften, mit denen führe ich gut und komme gut an bei anderen Menschen« (Joel, 38/CH). Joel hat in früheren Teilen des Interviews öfters betont, dass er anders ist als »die Schweizer«, er ist offen Neuem und anderen Menschen gegenüber, weniger an einen Ort gebunden und grundsätzlich eher zukunftsorientiert. Ähnliche Differenzierungen zeigen sich auch bei ausgewanderten Schweizer*innen in China und Skandinavien: »Even though they refer to themselves as Swiss, they don't see themselves as the ›average person‹ back in Switzerland, who, according to them, lacks their own adventurous, energetic and entrepreneurial spirit as much as sophistication and openmindedness« (Camenisch/Müller 2019: 28). Trotzdem muss Joel nicht überlegen, ob er Schweizer ist; er ist in der Schweiz geboren und aufgewachsen und in seiner Grundhaltung, die sich in den Kerneigenschaften Sicherheitsbedürfnis und Pünktlichkeit zeigt, Schweizer. Daran wird sich auch in Zukunft nichts ändern. Bei der Betrachtung von nationalen und staatlichen Kategorien von Zugehörigkeit wurde bereits ersichtlich, dass sich die Teilnehmenden durch ihre Sozialisierung oft stark mit dem Heimatland oder bestimmten Eigenschaften desselben identifizieren. Entsprechend zurückhaltend sind Teilnehmende mit einem national-kulturellen Verständnis von Staatsbürgerschaft, wenn es darum geht, eine zweite Staatsbürgerschaft zu erlangen.

Stimmiger scheint eine doppelte Staatsbürgerschaft für Teilnehmende, die ihre Zugehörigkeit nicht als exklusiv oder über die Herkunft bestimmt sehen. »Es ist dann schon irgendwann, das Herz wächst hier her. Mir ist im Grunde die Nationalität relativ egal, muss ich sagen. Ich bin nicht so ein Nationalstolz-Mensch, der sagt, ich bin stolz, Deutscher zu sein« (Maja, 37/DE). Maja hat in der Schweiz einen Partner, ein Kind, viele Freund*innen und nicht zuletzt aufgrund ihres Hobbys über sechs Jahre viele positive Erfahrungen erleben können. Entsprechend wird die Möglichkeit von Veränderung zumindest angedeutet, auch wenn sich an dem Fakt, dass sie Deutsche ist, nichts ändern wird:

Ich bin schon eine Deutsche, ich werde auch immer eine Deutsche bleiben. Ich meine, da ist einfach 30 Jahre Grundprägung drin. Das werde ich nie ablegen und ich werde nie sagen, nein, ich bin keine Deutsche, ich bin Schweizerin. Nein, das bin ich nicht, ich bin ja deutsch geprägt und ich kann, wenn schon jetzt, anfangen mich schweizerisch prägen zu lassen oder ich werde es nach und nach (Maja, 37/DE).

Majas Argumentation basiert auf ihrer Sozialisierung, welche mit der Nationalität einhergeht. Sie ist als Deutsche in Deutschland geboren und aufgewachsen, deswegen ist und bleibt sie deutsch. Es besteht jedoch die Möglichkeit, dass eine Schweizer Identität mit der Zeit zusätzlich zur Deutschen existieren kann. Da sie sich ihre Zukunft in der Schweiz vorstellt, wird die Nähe zur Schweiz vermutlich mit der Zeit zunehmen, was bei ihr bereits mit einem größeren Fremdheitsgefühl gegenüber Deutschland einhergeht: »Deutschland fühlt sich teilweise fremder an, weil ich jetzt auch schon so lange hin und her und vor allem viel Freizeit hier verbracht habe. Deutschland fühlt sich in manchen Dingen fremder an als die Schweiz« (Maja, 37/DE). Die Schweizer Staatsbürgerschaft wäre irgendwann eine gleichsam natürliche Entwicklung, welche mit der Verschiebung des Lebensmittelpunktes einhergeht.

Ergänzt werden ethnokulturelle Aspekte mit politisch-formalen, was die politische Teilhabe, eine rechtliche Absicherung, welche Optionen in beiden Ländern offenhält, und die Repräsentanz nach außen beinhaltet. Für diejenigen, die ihre politischen Rechte gar nicht wahrnehmen oder dies bevorzugt im Heimatland tun, ist die politische Teilhabe verständlicherweise kein Argument für die Einbürgerung. Andere betonen die politische Teilhabe als Möglichkeit zur Mitbestimmung über die eigene Zukunft, aber auch als Recht, das eine implizite Pflicht zur Ausübung mit sich bringt.

Ich möchte die Staatsbürgerschaft, irgendwann, weil wir haben auch geheiratet und ich plane eben schon hier zu bleiben. Und wenn ich hier bleibe, dann möchte ich auch irgendwann mitbestimmen können. Momentan wähle ich in Deutschland, in einem Land, in dem ich nicht mehr lebe. Ich wähle trotzdem, weil ich habe ein Wahlrecht und das ist das einzige, was ich habe (Maja, 37/DE).

Die Möglichkeit, im Heimatland zu wählen, kann wiederum hinderlich wirken auf den Wunsch zur Einbürgerung. Teilnehmende, welche grundsätzlich politisch interessiert sind, gewichten oft den möglichen Einfluss, welchen sie durch ihre Stimme ausüben könnten. »In Deutschland darf ich alle vier Jahre mal wählen und dann bin ich eine von 50–60 Millionen, oder wie viele Wahlberechtigte es gibt« (Ursula, 65/CH). Bei Schweizer Teilnehmenden ist die politische Teilhabe folglich ein weniger gewichtiges Argument. In der Schweiz sehen Teilnehmende nicht nur aufgrund der kleineren Bevölkerung einen höheren Einfluss, sondern auch aufgrund der direkten Demokratie. Durch Volksabstimmungen stehen dort auf allen Ebenen häufiger Entscheidungen an, bei denen das Volk mitbestimmen kann.

Politische Teilhabe wird zwar mit nationaler Zugehörigkeit in Verbindung gebracht, wird jedoch nicht nur auf nationaler Ebene thematisiert. Aufgrund ihres Sonderstatus dürfen Schweizer*innen, im Gegensatz zu EU-Ausländer*innen, auch auf kommunaler Ebene nicht mitstimmen. Hinzu kommen die Wahlen für das EU-Parlament, zu denen eine Einbürgerung in Deutschland Zugang gewähren würde: »Letztens war die Europawahl, da dachte ich, ja, dass ich nicht wählen kann. Das wäre ja eigentlich die ganz logische Konsequenz, dass man sich einmischt und [du] immerhin die Parteien wählst, wo du das Gefühl hast, die machen, was du gut findest« (Romina, 38/CH). Beide Ebenen scheinen jedoch nur für wenige politisch engagierte Teilnehmende von Belang, wie Sonja deutlich macht: »Ich weiß nicht, ob so EU-Pass wirklich noch so einen großen Vorteil bringt« (Sonja, 55/CH).

Die formale Absicherung betrifft einerseits den problemlosen Wechsel von einem Land ins andere, aber auch Sicherheit in diversen Notlagen. Ersteres betrifft u.a. zukünftige politische Entwicklungen, da die Schweiz nicht Teil der EU ist und mit ihrer Verwaltungspraxis einmal mehr durch das Raster fallen könnte. Gleichzeitig wäre ein EU-Pass für Schweizer Teilnehmende bei zukünftigen Mobilitätsvorhaben innerhalb der EU von Vorteil. Da die Mehrheit der Teilnehmenden jedoch – außerhalb der Schweiz und Deutschlands – keine hohe Mobilität aufweist, ist dieses Argument kaum relevant. Der Aspekt der Sicherheit bezieht sich eher auf negative Zukunftsszenarien: »Im Zweifel ist man dann halt hier drin. Wenn es irgendwie in anderen Teilen der Welt schlechter aussieht, dann können sie einen nicht rausschmeißen« (Oskar, 41/DE). Durch die Covid-19 Pandemie und die kurzzeitigen Grenzsicherungen wurde vielen meiner Gesprächspartner*innen die Grenzen zwischen den Staaten wieder bewusster. »Das war schon erschreckend mit dieser ganzen Corona-Schließung. Man weiß nie, was plötzlich irgendwie noch passieren kann« (Oskar, 41/DE). Sie wurden daran erinnert, dass durch weitere Pandemien aber auch durch politische Entwicklungen die Grenzen in Zukunft erneut geschlossen werden könnten, was die problemlose Mobilität zwischen den Ländern einschränken würde. Eine doppelte Staatsbürgerschaft erlaubt in diesen Situationen einen größeren Handlungsspielraum. Bereits vor dem russischen Angriff auf die Ukraine im Jahr 2022 waren gewaltvolle Konflikte vorstellbare Zukunftsaussichten. In diesen Szenarien galt die Schweiz meist als sicheres Land, nicht jedoch Deutschland; einerseits aufgrund der Neutralität der Schweiz, andererseits aufgrund der deutschen Geschichte. Entsprechend waren Schweizer Teilnehmende zufrieden mit der Schweizer Staatsbürgerschaft, während das Szenario künftiger Krisen für deutsche Teilnehmende ein, wohlgeformt schwaches, Argument für die Einbürgerung darstellte.

Der Fall von Ida zeigt, wie abstrakte Sicherheits- und Mobilitätsargumente in familiären Alltagskontexten Gestalt annehmen. Ida, ihr Mann und ihre zwei Kinder besitzen die deutsche Staatsangehörigkeit, eine Einbürgerung hatte für sie bisher nicht Priorität. Für ihre 18-jährige Tochter gewinnt das Thema nun an Bedeutung, da sie nach dem Abschluss der Matura, dem Schweizer Äquivalent des Abiturs, in Deutschland studieren möchte. Kann die Tochter nach dem Studium zurück in die Schweiz, wenn sie die Staatsbürgerschaft nicht besitzt? Tatsächlich kann das Aufenthaltsrecht sowohl in der Schweiz als auch in Deutschland bei einem längeren Auslandsaufenthalt erlöschen, sofern keine vorherigen Absprachen bzw. Gesuche getätigt werden (DE: §51 Abs. 1 Satz 6 und 7 AufenthG/CH: Art. 61 Abs. 2 AIG). Durch das Gesuch kann die Niederlassungsbewilligung vier Jahre lang behalten werden, bei längerem Studium oder anderen Schwierigkeiten bietet sie jedoch nicht die Sicherheit einer Staatsbürgerschaft – die Idas Tochter zudem alle Optionen auf beiden Arbeitsmärkten offenhält: »Bestimmte Berufe, die hier als anerkannt gelten, sagen wir mal Fachfrau Gesundheit¹², sind in Deutschland extrem schlecht bezahlt, haben ein ganz schlechtes Image und du kannst im Prinzip davon keine Familie ernähren [...]. Hier ist das aber ein ganz normaler Beruf für Mädchen« (Ida, 50/DE). Im schlimmsten Fall wäre die Tochter durch die Staatsbürgerschaft an Deutschland gebunden und könnte erst durch eine Arbeitsstelle in der Schweiz wieder zurückkehren. Der Fall von Ida verdeutlicht, dass

12 Die Qualifikation entspricht der Ausbildung zur Pflegefachfrau bzw. zum Pflegefachmann.

Staatsbürgerschaft oft pragmatisch als Mittel zur Sicherung von Handlungsspielräumen und beruflichen Optionen betrachtet wird.

Andere Teilnehmende nannten eine Absicherung im Falle von Krankheit, finanziellen Nöten oder Arbeitslosigkeit bzw. Arbeitsunfähigkeit als Motivation, eine Einbürgerung zu erwägen. »Es ist wirklich nur eine Absicherung, weil ich ändere mich ja als Person nicht, nur, weil ich einen roten Pass habe« (Lisa, 33/DE). Lisa ist in der Schweiz verortet, hat einen Schweizer Mann und ein Kind. Eine Einbürgerung würde ihr die Sicherheit geben, dass sie die Schweiz nicht verlassen muss, wenn sie eines Tages bedürftig werden sollte. Erwerbstätige Deutsche, die länger als fünf Jahre in der Schweiz wohnen, können bereits eine Niederlassungsbewilligung C erhalten, welche ihnen – bis auf das Wahlrecht – die gleichen Rechte gibt wie Schweizer*innen (Staatssekretariat für Migration SEM 2021). Im Gesetz ist jedoch festgehalten, dass ein Widerruf der Niederlassungsbewilligung zulässig ist, wenn »die Ausländerin oder der Ausländer oder eine Person, für die sie oder er zu sorgen hat, dauerhaft und in erheblichem Mass auf Sozialhilfe angewiesen ist« (Art. 63. Abs. 1 lit. c AIG). Die Tatsache, dass ein derartiger Passus im Gesetz verankert ist, sorgt für Unsicherheit. Einige der Teilnehmenden betonten auch, dass sie nicht in der Schweiz sind, um vom Sozialsystem zu profitieren: »Es ist jetzt nicht, dass ich die Staatsbürgerschaft brauche, dass ich irgendwie hier die Sozialsysteme ausnutzen möchte« (Maja, 37/DE). Personen, die sich eine langfristige Zukunft in der Schweiz aufbauen möchten, sind jedoch lieber auf alle Eventualitäten vorbereitet, auch wenn sie aktuell als Fachkräfte in der Schweiz arbeiten. In Deutschland fehlt ein entsprechender Absatz, dass eine Bedürftigkeit zum Widerruf des Daueraufenthaltsrechts führen kann (§51 AufenthG). Entsprechend entfällt die finanzielle Absicherung als Grund, die deutsche Staatsbürgerschaft anzunehmen.

Als letzten politisch-formalen Aspekt gilt es die Außenwirkung zu betrachten: Thomas besitzt seit 2013 auch die deutsche Staatsbürgerschaft und sieht dies vor allem als Signal nach außen. Er wolle Nachbar*innen sowie dem privaten und gesellschaftlichen Umfeld klar zeigen, dass er sich auch Deutschland zugehörig fühlt. »Ich würde mir nie anmaßen, auch weil das ja immer ein bisschen komisch ist, zu sagen, ich bin ein Hamburger. Das würde ich nicht machen« (Thomas, 62/CH). Die Repräsentanz ist eng mit der Identität verknüpft. Sich als Deutscher zu präsentieren, fühlt sich »völlig korrekt und stimmig« (ebd.) an, insbesondere wenn er als Professor der Universität Hamburg auf internationalen Konferenzen auftritt. Insgesamt geht es daher nicht um eine emotionale Verbindung, sondern um die rationale Entscheidung, durch welche er Klarheit schaffen und Stellung beziehen kann.

Stefan versuchte mitunter ein ähnliches Signal der Zugehörigkeit zu senden, doch sein neuer Status wurde nicht immer vorbehaltlos akzeptiert:

Wie hat sich das Ansehen von mir innerhalb der Schweiz geändert, und wie hat sich das geändert, wo ich den Pass hatte. Fand ich auch spannend. Dann war ich ja auf dem Papier auch Schweizer mit Heimatort Beinwil am See, und dann kam ja die nächste Stufe: ja, du bist ja zwar Schweizer, aber wir sind Eidgenossen (Stefan, 52/DE).

Die Bezeichnung *Eidgenosse* wird häufig als Abgrenzung gegenüber Eingebürgerten verwendet und steht sinnbildlich für eine hierarchische Unterscheidung zwischen »echten« und »Papierschweizern«. Damit wurde die formale Staatsbürgerschaft in Stefans Fall so-

zial infrage gestellt – ein Beispiel dafür, wie die Trennung von rechtlicher Zugehörigkeit und sozialer Anerkennung in alltäglichen Interaktionen reproduziert wird. Dass die Reaktionen auf eine Einbürgerung auch in der Schweiz anders ausfallen können, erlebte Tessa. Sie war überrascht, wie positiv die Rückmeldungen von Schweizer Seite ausfielen: »Weil wir auf einmal diesen Status weghatten, ihr seid ja nur wegen dem Geld da und geht dann wieder« (Tessa, 54/DE). In ihrem Fall wurde die Einbürgerung als Zeichen einer dauerhaften Bleibeabsicht interpretiert – und als Abgrenzung von denjenigen, denen rein ökonomische Motive unterstellt wurden.

Das Wahl- und Abstimmungsrecht, freie Mobilität, Erhaltung des Aufenthaltsrechts bei Auslandsaufenthalten und der Arbeitsmarktzugang sind die Vorteile einer doppelten Staatsbürgerschaft. Die Staatsangehörigkeit als repräsentativer Marker der Zugehörigkeit wurde in der Schweiz mitunter angezweifelt, was diesen Punkt für deutsche Teilnehmende abschwächt. Bei deutschen Teilnehmenden kommt der sichere Verbleib im Land bei Bedürftigkeit als Grund für eine Einbürgerung hinzu. Die von mir interviewten Personen wägen die vorher genannten Aspekte individuell ab und vergleichen den Nutzen mit anfallenden Kosten. Die Kosten beinhalten neben Geld auch den Aufwand, sowohl für die Informationsbeschaffung als auch für den Einbürgerungsprozess. Bei den deutschen Teilnehmenden stehen hohe Kosten im Mittelpunkt, bei Schweizer Teilnehmenden der Aufwand u. a. wegen des Einbürgerungstests. Die Kosten für die Einbürgerung in der Schweiz sind vom Ort und Kanton abhängig und können zwischen 800 und 3600 Franken betragen (Surber 2022). In beiden Ländern ist der Prozess mit viel Bürokratie und einer zeitlichen Dauer von ein bis vier Jahren verbunden.

Bei Alice ist die politische Teilhabe ein hinreichend wichtiger Grund, dass sie die deutsche Staatsbürgerschaft beantragen möchte. Nach einer Scheidung und Namensänderung steht die Einbürgerung eigentlich auf dem Plan. Doch erst das Auslaufen ihrer Aufenthaltsbewilligung gibt Alice den nötigen Anstoß, sich um die Einbürgerung zu kümmern:

Jetzt war ich einfach zu faul das zu machen. Ich müsste zum Amt, ich müsste das alles tun und ich müsste eine Prüfung machen und dafür müsste man natürlich lernen. Man muss ein paar Eckpunkte kennen. Ich müsste das einfach angehen, das ist nur ein Akt des Tuns – und ich will es auch, weil sonst muss ich wieder bald mal meine Aufenthaltsbewilligung beantragen und dann muss ich wieder zwei Tage frei nehmen (Alice, 59/CH).

Letztlich kommt die Mehrheit der Teilnehmenden aber zu einem gegenteiligen Schluss. Für Teilnehmende, welche als gesuchte Fachkräfte bereits im Zielland arbeiten und sich keine langfristige Zukunft im Zielland vorstellen können, bietet die Einbürgerung wenig Nutzen. Möglichkeiten das Land auf politischer Ebene mitzugestalten sind nur für Teilnehmende mit Zukunftsplänen im Zielland und einem aktiven politischen Interesse von Belang. Bei Letzteren vermischt sich eine rein pragmatische Sichtweise mit einer emotionalen Zugehörigkeit: Wer langfristig bleiben und das Land mitgestalten will, ist wahrscheinlich auch emotional investiert. Dies soll nicht suggerieren, dass die genannten Teilnehmenden diese Zugehörigkeit nicht verspüren, sondern zum Ausdruck bringen, dass diese keine formelle Festlegung benötigen.

Die Entscheidung für oder gegen eine Einbürgerung beruht letztlich meist auf einer pragmatischen Abwägung zwischen Aufwand und konkretem Nutzen (Leimgruber 2016: 36). Damit die Einbürgerung überhaupt in Betracht gezogen wird, muss sie für die Teilnehmenden einen erkennbaren Mehrwert bieten, wie Annemarie betont: »Bei mir kommt es nicht in Frage, und zwar aus einem ganz einfachen Grund, dass ich momentan keinen Grund sehe« (Annemarie, 37/CH). Die geringe Einbürgerungsrate zeigt, dass die eigene Staatsbürgerschaft in Kombination mit einem unbefristeten Aufenthaltstitel ausreicht. Eine starke Einbindung, diversifizierte Netzwerke im Zielland und entsprechend stark ausgeprägte Gefühle von Zugehörigkeit stellen gewichtige Gründe für eine Einbürgerung dar. Dem gegenüber stehen jedoch Teilnehmende, welche ihre Zugehörigkeit nicht durch die formelle Staatsbürgerschaft ausdrücken wollen, denn sie sehen keine Notwendigkeit, ihre Identität an nationalstaatlichen Prinzipien festzumachen.

Tabelle 1: Faktoren, die pro oder kontra Einbürgerung sprechen

		Ja	
Emotionale Aspekte	Zugehörigkeit Zukunftsgestaltung im Zielland	Politische Teilhabe Absicherung Flexiblere Mobilität Repräsentanz	Politisch-formale Aspekte
	Fehlende Zugehörigkeit Sozialisierung im Heimatland	Kosten Aufwand	
		Nein	

8.5.3 Regionale Zugehörigkeit

Ich habe schon teilweise so einen Lokalpatriotismus entwickelt, logisch. Wenn du irgendwo bist und jemand findet »oh huere¹³ Berner, huere langsam«, sag ich so »nee, hat nichts mit langsam zu tun. Bist einfach ein bisschen gestresst, Berner lassen sich einfach Zeit« (Sarah, 40/DE).

Dass Berner*innen langsam sind, ist ein allseits bekanntes Stereotyp innerhalb der Schweiz, entsprechend werden derartige Aussagen meist stichelnd und nicht vollkommen ernst verwendet – was auch auf Sarahs Antwort zutrifft. Trotzdem zeigt sich in Sarahs Perspektive, dass sie sich stellvertretend »angegriffen« fühlt und die Berner*innen verteidigt. Gleichzeitig wird sie von außen als Teil der Gruppe anerkannt, da die Aussagen sich mitunter auf Sarah beziehen.

13 Huere kommt aus dem Berndeutschen und ist teilweise schwierig zu übersetzen. Das Berndeutsch-Deutsch Wörterbuch listet es als verstärkendes Präfix mit den Bedeutungen »ungeheuer, sehr, extrem, super, mega, enorm«. Es wird zwar auch zum Fluchen benutzt, ist als Verstärkungswort jedoch allgemein gebräuchlich (Berndeutsch-Deutsch Wörterbuch 2018).

Sarahs regionale Zugehörigkeit wird auch in der Sprache deutlich. Sie spricht Berndeutsch, wenn auch ab und an ein Wort aus anderen Dialekten oder ein hochdeutscher Satz vorkommt. Damit einher geht auch die Nutzung von spezifisch berndeutschen Begriffen wie »huere«, »iu« als Zustimmung, »mou« in der Bedeutung ja oder doch. Sarah sieht sich nach 13 Jahren Aufenthalt auch explizit als Bernerin: »Ja, mou, bin scho chli es Berner Meitschi, weisch – s Meitschi usem Breitsch¹⁴« (Sarah, 40/DE). Die Bezeichnung ihres Wohnquartiers Breitenrain als Breitsch, wie die Einheimischen es nennen, ist ein weiterer Marker der Zugehörigkeit. Gleichzeitig ist es eine Referenz auf ein Lied der bekanntesten Berner Rapperin Steffla Cheffe: »Meitschi vom Breitsch«. Sarahs Zugehörigkeit spiegelt sich also auch in ihrem (Medien-)Konsumverhalten wider.

Regionalität und Lokalität stellen in Sarahs Alltag einen wichtigen Aspekt dar, da ihr das Thema Nachhaltigkeit sehr wichtig ist. Sie kauft regionale Produkte direkt von landwirtschaftlichen Betrieben und frequentiert den Tante-Emma-Laden in ihrem Quartier. Sie informiert sich über lokale und regionale Nachrichten. Zusätzlich verfolgt sie durch lokale Apps und Facebook-Gruppen das Geschehen in der Stadt. Die regionale Fokussierung erfolgt aufgrund ihrer eigenen Prinzipien und sorgt damit für eine konkrete Verortung in Bern. Deutschland ist für sie insoweit relevant, als dass sie allgemeine Nachrichten verfolgt und von alten Freund*innen Berichte erhält. Auf nationaler Ebene fühlt sich Sarah als Kind von Migrant*innen nirgendwo zugehörig, und auch eine Einbürgerung in der Schweiz wäre kein Zeichen von emotionaler Zugehörigkeit, sondern lediglich eine Möglichkeit zur Mitbestimmung in ihrem Zuhause.

Für Sarah bedeuten die regionale Identität und ihre Zugehörigkeit, dass Bern über die Jahre zu ihrem Zuhause geworden ist, wo sie sich akzeptiert und wohl fühlt. Sarahs Akkulturation auf Ebene der Sprache und des Konsums sind zwei Aspekte einer gesamtheitlichen und allmählichen Veränderung, da sie sehr wenig Widerstand gegen diese Veränderungen aufweist. Von ihren Eltern hat Sarah gelernt, sich zu integrieren und bis zu einem gewissen Grad zu assimilieren. Dies geht letztlich mit einer ethnokulturellen Grundhaltung einher (Maier 2021: 13–14), in der die Erwartung der Assimilation eine Rolle spielt. Ihre Eltern sprechen u. a. den regionalen deutschen Dialekt ihres Wohnortes. Bei Sarah findet diese Anpassung und die daraus erfolgte Zugehörigkeit nicht auf staatlicher Ebene statt, sondern auf regionaler.

Oft findet die Akkulturation in geringerem Maße statt, da sie nicht direkte Voraussetzung für die regionale Zugehörigkeit ist. Dies ist u. a. der Fall bei aktiven Demokrat*innen, für die politische und soziale Teilhabe wichtiger ist als die kulturelle Integration, wie man bei Romina sieht: »Wie kann mein Beitrag aussehen, dass man Räume schafft und sich einmischet?« (Romina, 38/CH). Sich »einzumischen« und mitzugestalten ist ein wichtiger Aspekt, welcher zu oft ausschließlich auf nationaler Ebene verhandelt wird: Man müsste eingebürgert sein, um wählen zu dürfen. Es gibt jedoch diverse Wege, auch auf lokaler, kommunaler oder Stadtteilebene mitzugestalten, welche nicht nur auf ein politisches Engagement beschränkt sind. »Gut, ich kann nicht wählen, aber ich bin dafür anderweitig sozial engagiert, wo es keine Rolle spielt, ob ich eingebürgert bin oder nicht« (Jette, 56/DE). Jette hat in ihrem Wohnort Defizite festgestellt, zu deren Verbesserung sie aktiv beitragen konnte. Sie nahm einerseits wahr, dass es vielen älteren Menschen

14 »Ja, doch, bin schon ein bisschen ein Berner Mädchen, weißt du – das Mädchen aus Breitenrain.«

finanziell nicht gut geht, weswegen sie in ihrem Geschäft älteren oder kranken Menschen Dienstleistungen zu einem geringeren Preis anbietet. Andererseits suchte sie konkret den Kontakt zum Gemeindepräsidenten, um den Wohnort als lebenswerten und wirtschaftlichen Standort zu fördern. Unter anderem entwickelten sie Bonuskarten für lokale Geschäfte und organisierten eine Weihnachtsbeleuchtung für die Innenstadt. Das Bedürfnis, die eigene Gemeinde oder den Stadtteil mitzugestalten, steht oft in Verbindung mit einer gefühlten Zugehörigkeit zu diesen Orten.

Grundsätzlich sind die eigene Identität und die Zugehörigkeit nicht aneinandergebunden. Bei regionalen Aspekten scheint die durch die Herkunft geprägte Identität jedoch oft weniger im Konflikt mit der Zugehörigkeit zu stehen. Die regionale Zugehörigkeit wirkt bei den Teilnehmenden darüber hinaus nicht exklusiv; sie erfordert kein entweder-oder. Diverse regionale Zugehörigkeiten können gleichzeitig präsent sein, welche sich überschneiden oder in unterschiedlichen Aspekten durchscheinen. Dies illustriert Laila sehr prägnant: »*Ich bezeichne mich als Ber(li)nerin*« (Laila, 29/CH). Sie sieht sich sowohl Bern als auch Berlin zugehörig. Im Kanton Bern aufgewachsen und mit Bern als jahrelangem Wohnort sieht sie sich im Herzen als Bernerin. In Berlin fühlt sie sich aber ebenso aufgenommen: »*Ich fühle mich hier sehr wohl. Also ich glaube, jeder kann sich hier willkommen fühlen, hier in Berlin, weil es eine Weltstadt ist. Sie gehört jedem*« (ebd.). Berlin als offene und diverse Weltstadt macht es Menschen, die dort hinkommen, einfacher, sich zugehörig zu fühlen. Berlin erfordert keine Anpassung, jeder Mensch darf so existieren, wie er ist, und stellt damit einen Teil der Stadt dar. Gleichzeitig sind es all diese Menschen, welche die Stadt ausmachen. Laila trennt aber klar zwischen Berlin und Deutschland; zu letzterem hat sie keinen Bezug, nicht zuletzt, weil sich Berlin für sie als eigene Entität anfühlt. In der Schweiz fühlt sie diese Trennung weniger, da sie einerseits in der Schweiz sozialisiert wurde und andererseits der Kontrast zwischen Bern und der Schweiz weniger ausgeprägt scheint.

Regionale Zugehörigkeit scheint für viele Teilnehmende einfacher zu erreichen u. a. weil sie mit konkret fassbaren und erlebbaren Orten, Menschen und Handlungen verbunden ist. Die regionale Zugehörigkeit steht damit in enger Verbindung zu den Konzepten »*homemaking*« (Bocagni 2023b) und »*place-making*« (Cresswell 2011: 6–8; Gieryn 2000), welche sich konkret in einem »*sense of place*« (Agnew 1987) äußern. Dies ist vor allem für Teilnehmende wichtig, welche einen bestimmten Migrationsort gesucht haben oder über den Zielort hinaus wenig Erfahrungen gesammelt haben, um generelle Aussagen tätigen zu können.

Die übergeordnete nationale Zugehörigkeit steht zu oft in Verbindung mit abstrakten Konzepten dessen, was es heißt, »deutsch« oder »schweizerisch« zu sein. Es ist schwierig, das abstrakte Konstrukt dessen, was einen Staatsbürger darstellt, abzulegen. Hinzu kommt die länderspezifische Sozialisierung, welche im Rahmen der Migration – in der Abgrenzung zu und durch andere Personen – umso mehr auf die nationale Identität reduziert wird. Eine regionale Zugehörigkeit hingegen scheint eher veränderbar oder kombinierbar und steht nicht *per se* im Widerspruch zu Konzeptionen auf anderen Ebenen.

8.5.4 Weltenbürgerschaft: Global und doch lokal

Welt, ich nehme die Welt (Sarah, 40/DE).

Kosmopolit*innen besitzen, laut Maier (2021), eine komplexe und dynamische Identität, sind offen für unterschiedliche Kulturen und verfügen oft über eine hohe Mobilität. Sie sind interessiert an internationalen Angelegenheiten und zeigen ein hohes Maß an Toleranz und Akzeptanz für kulturelle Unterschiede. Obwohl kosmopolitische Menschen eine ausgeprägte globale Identität haben, bedeutet dies nicht, dass sie nicht auch ein Bedürfnis nach lokaler Zugehörigkeit und Identifikation haben. In der Tat können sie ein starkes Bedürfnis nach einem Gefühl der Verwurzelung und Verbundenheit mit der lokalen Gemeinschaft verspüren. Eine starke lokale Identität kann auch dazu beitragen, die Integration in die lokale Gemeinschaft zu erleichtern und eine Brücke zwischen verschiedenen Kulturen zu schlagen (Maier 2021: 14).

Leimgruber (2016) definiert Zugehörigkeit hingegen nicht territorial. Für ihn verwandelt globale Mobilität die Staatsbürgerschaft selbst in ein transnationales Netz von Verbindungen:

Wenn viele Bürger nicht mehr auf dem Staatsgebiet, sondern irgendwo auf der Welt leben, entsteht dadurch ein globales Netz. In einer solchen Sichtweise erscheint der Staat nicht mehr einfach als Verband von Menschen, die gemeinsam auf einem klar abgegrenzten Territorium leben, sondern von Menschen, die über die ganze Welt verteilt sind. Staatsbürgerschaft wird damit von einem primär räumlichen zu einem Netzwerkbegriff (Leimgruber 2016: 36).

Staatsbürgerschaft als Netzwerk entspricht eher denjenigen Teilnehmenden, welche sich nicht durch ein territoriales Verständnis von Staatsbürgerschaft vertreten sehen, sondern eine nationale Identität u.a. aufgrund der Sozialisierung wahrnehmen: »Wir sind heute keine Auslandsschweizer, wir sind einfach mobile Schweizer geworden« (Annemarie, 37/CH).

Alice entspricht eher Maiers Beschreibung der weltoffenen, aber lokal integrierten Kosmopolit*innen. »Ich glaube, es spielt irgendwann keine Rolle mehr, wo man genau lebt. [...] Wir sind hier auf dem europäischen Kontinent« (Alice, 59/CH). Alice bezieht diese Aussage auf Europa, bei ihren Sorgen zeigt sich aber, dass sie eigentlich von einer globalen Verflechtung redet: »Ich mache mir global Sorgen« (Alice, 59/CH). Für Alice stehen momentan soziale und Umweltprobleme im Mittelpunkt, welche in allen Regionen der Welt präsent sind und nur als globale Probleme sinnvoll bewältigt werden können. Entsprechend ist auch eine eigenbrötlerische Haltung nicht zielführend, bei der die Probleme der Nachbarstaaten ignoriert werden. Sie begrüßt Aktionen wie »Fridays for Future«, welche auf einer globalen Skala auf Umweltprobleme aufmerksam macht und diese in den Fokus einer gesellschaftlichen Debatte stellen will¹⁵. Konsequenterweise möchte sie sich in Deutsch-

15 Die Charakterisierung von Kosmopolit*innen nach Maier (2021, S. 14) passt in der Verbindung einer kosmopolitischen Weltsicht mit dem Wunsch soziale und gesellschaftliche Probleme zu lösen, wie dies bei Alice sichtbar wird, zu postmateriellen Milieus. Die soziale Lage stimmt jedoch bei beiden eher mit dem neo-ökologischen Milieu überein (Flaig/Barth 2023: 21).

land einbürgern lassen, um auch da aktiv die Politik mitbestimmen zu dürfen. Als Bürgerin der Welt möchte sie die Probleme der Welt lösen, was sie als Individuum tun kann, indem sie sich in Hamburg und Deutschland einsetzt. Es wird klar, dass Alice sich gleichzeitig an verschiedenen Orten und auf verschiedenen Ebenen zugehörig fühlt.

Manche Teilnehmende fühlen sich aufgrund ihrer Einstellung nirgendwo spezifisch zugehörig. Sie lehnen zum Teil das Konzept von Zugehörigkeit anhand von Staatsgrenzen oder anderen Konstrukten ab. Andere Teilnehmende haben einen derart diversen familiären Hintergrund, dass sie sich nirgendwo verorten können. Sarahs Eltern und Großeltern kommen alle aus unterschiedlichen Teilen der Welt, entsprechend definiert sie ihre Herkunft und ihre Identität als Weltenbürgerin. Dies kann man sowohl positiv als auch negativ auslegen: Sarah fühlt sich überall zugehörig, aber nirgendwo vollkommen. In Sarahs Fall zeigt sich zugleich, dass ihre lokale Zugehörigkeit in Bern sehr tief reicht und sie sich damit durchaus in der Schweiz verortet. Aufgrund ihrer Kindheit und Jugend in Deutschland sowie ihrer sozialen Netzwerke, bildet auch Deutschland einen Teil ihrer kosmopolitischen Identität.

8.6 Zwischenfazit: Multiple, komplexe Verbindungen zu Mensch und Mitwelt

Die Netzwerke der Teilnehmenden meiner Studie und ihre Identität sind essenzielle Faktoren in der Beurteilung von Belonging (Baumeister/Leary 1995), also der eigenen Zugehörigkeit. Starke soziale Beziehungen sind unerlässlich, damit die jeweilige Person eine tiefere Verbindung zum Zielland herstellen kann. Bei der Selbstwahrnehmung der Identität ist das Verständnis von Nationalität und Staatsbürgerschaft relevant.

Deutlich mehr als im Schweizer Sample finden sich im deutschen Sample Teilnehmende, welche keine (tiefen) Beziehungen im Zielland aufbauen konnten – und dies auf nationale Differenzen zurückführen (vgl. Van Houtum/van Naerssen 2002). Daher werden teilweise Beziehungen zu Menschen aus dem gleichen Heimatland bevorzugt, bei denen eine ähnliche Sozialisierung als gemeinsame Basis dienen kann. Gleichzeitig wird klar, dass eine Anpassung und die Verringerung kultureller Differenzen nicht immer eine gangbare Lösung darstellen: Einerseits gibt es scheinbar unangepasste Teilnehmende und Personen in ihrem Umfeld, welche starke Bindungen aufbauen konnten, andererseits gibt es angepasste Personen, welche unter Einsamkeit leiden.

Strategien, sich in eine Gemeinschaft und eine Gesellschaft einzuordnen, nutzen teilweise die kulturelle Differenz aus, um gesellschaftliche Teilhabe zu fördern, so zum Beispiel die des »public foreigners« (Glick Schiller et al. 2004: 37–40). Migrant*innen nehmen dabei öffentliche Rollen ein, als Teil derer sie ihre Heimat nach außen repräsentieren und ausleben können. Eingeschränkt funktioniert dies auch für Schweizer*innen, welche eine starke Verbindung zur Schweiz verspüren und diese nach außen repräsentieren. Dies ist u. a. der Fall bei Annemarie und Martin als Vereinspräsidentin und -Präsident der Schweizer Vereine sowie bei Jonas durch das Theater.

Dass bei Abgrenzungsdiskursen neben der Nationalität auch andere Marker der Distinktion zur Anwendung kommen, zeigen Charmillot und Dahinden anhand eines peripheren Dorfs in der Schweiz (2021). Wichtiges Merkmal ist die Zugehörigkeit zu einer solidarischen Dorfgemeinschaft, in der die Bewohner*innen ähnliche Schwierigkeiten

erleiden – unabhängig der Nationalität. Dies deutet bereits auf die Relevanz lokaler und regionaler Zugehörigkeiten. Hinzu kommen weitere Formen sozialer Eingebundenheit über Gruppen mit gemeinsamen Interessen oder demographischen Merkmalen, etwa durch Arbeit, Nachbarschaft, Kinder oder Freizeitaktivitäten. Solche geteilten Lebenskontexte bilden wichtige Anknüpfungspunkte für soziale Beziehungen, die auch für Migrant*innen entscheidend sind, um sich im neuen Umfeld zu verorten. Die meisten Teilnehmenden finden letztlich Wege, Beziehungen aufzubauen, die ihren individuellen Bedürfnissen nach sozialer Nähe, Unterstützung oder Austausch entsprechen.

Teilnehmende mit schwachen Beziehungen im Zielland pflegen vermehrt alte Freundschaften im Heimatland, welche aber als langfristiger Ersatz meist nicht ausreichen; dies führt zu Unzufriedenheit und Einsamkeit im Zielland. Während einige von diesen Interviewten Schwierigkeiten betonen, im Zielland als erwachsene Person neue Freundschaften aufzubauen, konnte die Mehrheit nach einer gewissen Zeit erfolgreich neue Netzwerke aufbauen. Auch Teilnehmende mit bereits starken Beziehungen vor Ort pflegen über Jahre hinweg enge Kontakte zu Familie und Freunden im Herkunftsland – etwa durch gegenseitige Besuche oder regelmäßige Kommunikation. Mit der Zeit werden diese Bindungen jedoch tendenziell schwächer, da alte Netzwerke allmählich veralten, während im Zielland neue Generationen heranwachsen und neue soziale Bezüge entstehen. Bei allen Teilnehmenden zeigt sich somit eine Verflechtung von Netzwerken und Einflüssen aus Herkunfts- und Zielland – ein transnationaler Lebensstil (Darieva 2007: 81). Zugleich verringert sich der Grad dieser Transnationalität mit zunehmender Aufenthaltsdauer (vgl. Dahinden 2009: 1375–1376).

Meistens findet mit der Zeit eine gewisse Anpassung an das Zielland statt, welche jedoch unbewusst abläuft. Dies führt dazu, dass die Teilnehmenden sich beiden Ländern partiell zugehörig fühlen. Auf formaler Ebene führt dies jedoch nicht zu einer Anpassung: die Mehrheit besitzt nur die Staatsbürgerschaft des Heimatlandes und strebt keine Einbürgerung an. Dies geht in weiten Stücken auf die Wahrnehmung von Staatsbürgerschaft zurück, welche eng mit einem ethnokulturellen Verständnis von Staatsbürgerschaft verknüpft ist. Wie Maier (2022) feststellt, führt ein bürgerliches Verständnis, was die politische Partizipation in den Vordergrund rückt, eher zu einer Offenheit gegenüber der Einbürgerung, während Menschen mit ethnokulturellem Verständnis der Meinung sind, die Staatsbürgerschaft sei an ethnische Marker gekoppelt und damit unveränderlich. Zusätzlich gilt es sich im Rahmen von zunehmender Migration von rein territorialen Sichtweisen von Staatsbürgerschaft zu lösen und vermehrt auch die weltweite Vernetzung zu betrachten (Leimgruber 2016: 35–36)

Auf nationaler Ebene scheint die Zugehörigkeit exklusiv (Riggan 2011: 134), entsprechend selten sind Einbürgerungen im europäischen Raum, wo diese meist keine weiterführenden Rechte mit sich bringt (Castro-Martin/Cortina 2015: 114). Auf regionaler und lokaler Ebene findet sich jedoch eine größere Diversität. So ist es für viele Teilnehmende möglich, sich gleichzeitig als Berner*in und Berliner*in wahrzunehmen, jedoch nicht als Deutsche und Schweizer*in. Neben Interviewpartner*innen, die ihre nationale Zugehörigkeit als exklusiv sehen, finden sich auch welche, die sich von Kategorisierungen anhand der Nationalität abwenden und lediglich auf Makro- oder Mikroebene eine Zugehörigkeit verspüren.

Bei deutschen Teilnehmenden geht diese Ablehnung mitunter auf ein problematisches Nationalbewusstsein zurück, was auch die Solidarisierung und die Assoziation mit der eigenen Gruppe erschwert (Bürgelt/Morgan/Pernice 2008: 295; Cureton 2012: 697). Deutsche identifizieren sich zwar selbst als solche, distanzieren sich jedoch oft, nicht zuletzt aufgrund der Fremdwahrnehmung, von der eigenen Gruppe. Als Kontrast dazu ist die nationale Zugehörigkeit bei Schweizer*innen unproblematischer – am ehesten zeigt sich eine Wahrnehmung als privilegierte Migrant*innen (Camenisch/Müller 2019). Entsprechend erfolgt teilweise eine Identifikation mit den Werten der eigenen Gruppe und eine daraus erwachsene Solidarität.